

# Wo die Nashörner suhlen

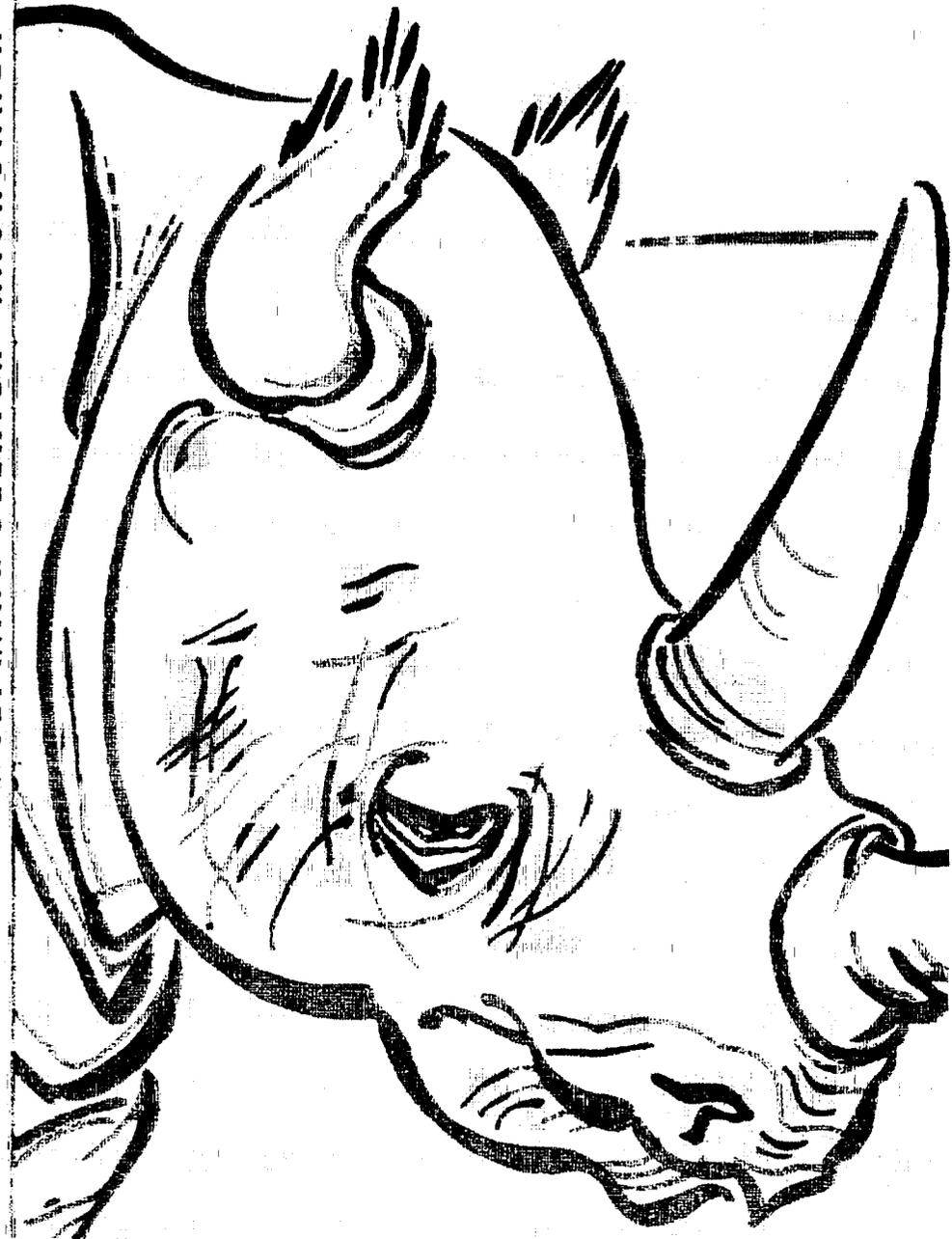
Von Dr. Wolfgang Ullrich

Direktor

des Zoologischen Gartens in Dresden

Neumann Verlag

WOLFGANG ULLRICH · NASHÖRNER

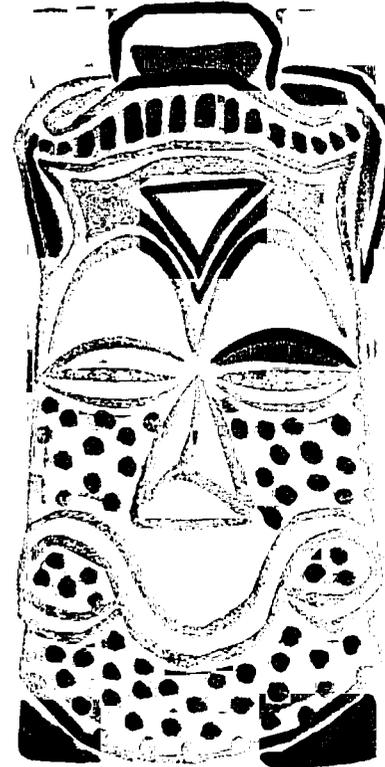


**Meinen Söhnen**

**THOMAS UND TOBIAS**

**gewidmet**

## Nach Sonnenuntergang



In langen, zähen Fäden rinnt der Schlamm von dem feuchtglänzenden Rücken der Nashornkuh, die sich aus der Suhle erhebt. Ihr wenige Wochen altes Kalb, das am Rande des morastigen Tümpels steht, fiept laut, als sich ihm die Mutter nähert. Seine spitze, wie der Finger eines Elefantentrussel: bewegliche Oberlippe sucht nach den Zitzen am nassen, schlammverklebten Bauch der Mutter.

Der schwarze Schatten der Sumpfakazien, die als dichter Galeriewald den See umgeben, ist lang geworden. Er hüllt das mit Schilf bestandene Ufer ein und greift auf den See hinaus, auf dessen seichten Wellen sich die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spiegeln und blitzende Lichter hervorzaubern. Ihr unruhige: Aufflackern und Verlöschen bildet einen Gegensatz zu der dunklen, durch den Schatten der Dämmerung geschlossenen Mauer des Akazienwaldes.

Zu dieser Tageszeit drängt es die Nashornmutter, dem Wechsel zu folgen, der durch den Galeriewald hindurch in den mit hohen, würzig duftenden Sträuchern bestandenen Busch führt. Dort äst sie jede Nacht bis in die frühen Morgenstunden hinein. Einen kurzen Augen-

bleibt verharrt sie auf dem schnarrenden Ritt der Colobusaffen auf den Urwäldern der Meru-  
erklüftung. Aber noch ehe der Geang der Mitege verebbt wie die Nager die e aufallen  
schwarz weiß gefarteten benamhten Tieren nagen etlich die Na Larnuh in Bewegung.  
Da Kalk folgt ihr dicht auf die Hinterbeine der Mutter drang und Eine Nachschwalbe  
durch die Nasihorner aufge dieucht, segelt den schmalen Wildpfad entlang, gaukelt dicht  
über den Buschen hinweg und landet wieder auf dem Wechsel, dessen Boden, von den  
schweren breiten Füßen der Nasihorner hartgetreten, die tagsüber aufge peicherie Sonnen-  
wärme ausstrahlt.

Als die Na hornkuh den Rand des Schilfgürtels erreicht wo der Wechsel übermäßig grün  
wie ein zum Wald hinüberführt, spritzt sie ihren Harn in langen Strahl nach hinten über die  
letzten Schilfbüsche. An dieser Stelle setzt sie immer ihren Harn und Lat ab. Auch der Na-  
hornbulle, der ihr im vergangenen Jahr ungestüm nachdrängte, hinterläßt hier seine Duft-  
marke. Der süße Geruch des Na-hornmilchs steht zwischen dem Schilf und kennzeichnet  
diesen Wechsel als den Na hornpfad am See.

Auf der Wiege steht ein Buschbock. Das rechte Vorderbein angewinkelt, kauert er zum Schilf-  
gürtel hinüber. So verharrt er völlig unbeweglich. Nur die großen Lauerer drehen sich. Ge-  
räusche kochend im Halbkreis. Auf seine Nahe kann er sich nicht verlassen, denn der Wind  
weht vom Wald zum See. Er bringt ihm keine Witterung aus dem Schilf, das der Leopard gern  
benutzt, um Deckung zu suchen, wenn er seinen Anzitz an der Tränke besieht.

Ein lautes Grunzen unterbricht die Stille. Die Flußpferde haben sich dem Ufer genähert und  
bereiten den Beginn ihrer abendlichen Wanderung durch ihr schallendes Gebraul vor. Ein  
Strahl aus Wasser und Luft steigt aus den Nüstern des Flußerdbullen auf, steht einen Augen-  
blick als Fontäne über dem Wasserspiegel und fällt als Sprühregen auf den breiten Schädel  
des Bullen zurück, der lautlos unter dem Wasserspiegel versinkt. Andere Köpfe tauchen auf,  
kleine runde Ohren schleudern mit flinker Drehbewegung das eingedrungene Wasser heraus,  
und tieflige Mäuler öffnen sich zu breitem Gähnen. Hellrosa leuchten die Rachen. Gelb ragen  
die langen Zähne hervor. Plätschend schließen sich die Mäuler wieder und quetschen die an  
der Nahe aufgewölbten überhängenden Oberkiefer auf die breiten flachen Unterkiefer.  
Unter krauselnden Wellen versinken die mächtigen Schädel wieder im Wasser. Immer näher  
am Ufer tauchen die Köpfe der Flußpferde auf. Schon geraten sie in die flache Zone, wo ihre  
breiten Rücken aus dem Wasser hervortragen wie schwarze Lavablöcke, die das Wasser in  
ewigem Wellenschlag glattgeschliffen hat.

Die Nasihorner haben den Wald erreicht. Gemächlich, ein Bein vor das andere setzend,  
läuft die Kuh den engen Pfad entlang. Ihr mächtiger Kopf schaukelt im Takt der schweren  
Schritte hin und her. Das Kalb folgt der Mutter. Seine kurzen Beine müssen sich schnell be-  
wegen, wenn es mit der Mutter Schritt halten will. Der kleine Kopf mit den auffallend großen  
Ohren schiebt sich zwischen die breiten Hinterchenkel der Na hornkuh.

Vom Seeufer klingt das langgezogene Heulen einer Hyäne herüber. Die Flußpferde schwei-  
gen. Sie haben den Ausstieg erreicht. Der mächtige Bulle taucht aus dem Wasser auf und  
schiebt seinen schweren breiten Körper an Land, wobei er die kleinen Beine ruckartig nach  
vorn setzt und bei jedem Schritt tief in den rumpfigen Boden einstinkt. Ihm folgt die Herde







Ein Tier nach dem anderen steigt aus den Fluten. Wellen schwappen auf das Ufer, wenn die Kolosse das Wasser verlassen.

Der schmale Pfad, auf dem die zweiunddreißig Riesen entlangziehen, ist zu einer tiefen Furche aufgetreten. Dort, wo er steil die Hügel hinaufflettert, die den See umgeben, ist er zu einem tiefen Canon geworden, in dem die Flußperde verschwindet. Ihre Bäume haben die steilen Grabenwände glattgeschleift. Lautlos schreiten sie dahin. Als sie die Höhe erreicht haben und in das dichtbewachsene Buschland hinaustreten, verharrt der mächtige Bulle. Eingetrockneter Flußferdmist bedeckt hier den Boden des Wechels und hängt an den Büschen. Der Bulle schiebt ein Hinterteil in einen dürrdürftigen Busch hinein, und während er das kleine dicke Schwänzchen wirbelnd hin- und her schlägt, entlädt er einen Kot, der weit in das Buschwerk hinein pritzelt und an die unteren Äste der Schirmakazie klatscht, die dicht am Wechsel der Flußperde steht und deren Stamm dick mit Nilpferdlosung beklebt ist.

Auch die Luhe erleichtern sich ohne jedoch dabei ihr Schwänzchen zu betätigen. Dann zieht die Karawane der schweren, schwankenden Körper lautlos weiter, immer tiefer in den Busch hinein. Es ist eine Nacht wie jede andere, denn seit es im Gebiet der Seen zwischen Kilimandscharo und Meru Flußperde gibt, ziehen sie die alten Pfade entlang. Manchmal wandern sie am nächsten Morgen in einen der vielen Seen, bleiben dort einen oder mehrere Tage und kommen dann wieder zum Momella-See zurück, dem größten der Seen am Fuße des Meru, in einem Land, das die Massai seine Reichtums an Tümpeln, Teichen und Seen wegen «Augen der Wassers» genannt haben. Die Massai haben das Gebiet verlassen. Sie mußten nach Süden ziehen, wo die Engländer ihnen und ihren Herden ein Reservat zugeteilt haben, in dem sie ihre Rinder, Schafe, Ziegen und Esel auf die Weide führen und ihre kleinen runden bienenkorbnähnlichen Hütten aus Zweigen, Ästen und Rindermist bauen dürfen.

Aber das Land am Meru ist nicht ohne Afrikaner. In den Urwäldern, die sich hinter dem gerodeten Land der Farmer erheben und den Meru bis in 3000 Meter Höhe hinauf bedecken, leben die Waneru und Warusha. Sie sind keine Nomaden wie die Massai, sondern ansässige Ackerbauern und Viehzüchter. Viele von ihnen helfen als Gelegenheitsarbeiter auf den Farmen mit bei der Ernte oder stehen als Boys ständig im Dienst der Europäer.

Ähnlich leben auch die Wakamba am Fuße des Kilimandscharos, nur daß sie früher Jäger waren und auch heute noch im geheimen mit allen Vorderladern auf Jagd gehen, Schlingen stellen und sogar Giftpfeile benutzen, obwohl die Herstellung und Anwendung dieser Waffe von den Kolonialbehörden streng verboten wurde.

Als die Na-hörner den schmalen Galeriewald durchlaufen, verinken sie mit ihren Füßen in dem vom Pflug aufgewühlten Lava-taub der Felder, die der Farmer zur Aussaat vorbereitet hat. Sie wechseln die Richtung und laufen am Walde entlang, bis sie auf den Weg treffen, der durch die Maisfelder zum Farmgebäude führt. Ein Rudel Wasserböcke steht am Rande der Felde und guckt zu den beiden Di-Khautern herüber. Es sind acht weibliche, ungehornte Tiere, die vor drei Böcken begleitet werden. Noch sind die Geschlechter friedlich vereint. Bald aber wird die große Unruhe der Brunft über sie kommen. Die Böcke werden miteinander um den Besitz des Rudels kämpfen, und eine Tage wird nur noch ein «starker» Bock beim Rudel sein, solange die Brunft anhält.

er ziehen weiter den Weg entlang. Verschiedene Gerüche streifen ihre Nasen. Süßliche Duft der Nilpferdlosung, die in der vergangenen Nacht vom Bullen am verspritzt wurde, der beißende Gestank des Motoröls vom Traktor, der noch Stunden die Felder pflügte, und die Gefahr kündende Geruchsmarke des Leopards auf der Suche nach Beute den Weg kreuzte, weil ihm der Wind die Witterung böcke zutrug, die immer noch am Rande des Maisfeldes stehen und lauschen. Unruhig, ist nicht das periodische Knallen des Schußapparates, den der Farmer hat, um das Wild von seiner Pflanzung fernzuhalten. Daran haben sie sich längst gewöhnt, daß ihnen dieser Lärm keine Gefahr bringt. Vielmehr schreckt sie das Knallen der Paviane, die in der Krone der großen Schirmakazie übernachten, dort, wo der Galeriewald erreicht. Aber jetzt ist es wieder still, nur der Ruf einer Eule dringt aus dem Wald zu ihnen herüber.

Nashörner haben den Warnlaut der Paviane gehört. Die Mutter ist einen Augenblick stehen geblieben, hat die großen Lauscher in die Windrichtung gedreht, den Kopf gleichmäßig im Halbkreis schwenkend, Witterung genommen. Dann hat sie den Kopf wieder gesenkt, die Lauscher sinken lassen und ist weitergestampft, Schritt für Schritt, dem langsam ansetzenden Weg folgend, der durch das Maisfeld zur Kaffeepflanzung führt. Auf den Hügeln, wo sich die Felder ausbreiten, stehen die Hütten der eingeborenen Farmarbeiter. Ein roter Feuerschein fällt aus ihrem Inneren durch die offenen Türen. Rauch steigt in die Luft. Von Minute zu Minute wird es merklich heller über dem Land. Der Mond steigt höher am Himmel auf. Seine volle runde Scheibe erfüllt den Busch mit lauem Licht. Das Feld zwischen den Maispflanzen ist zu einem Gitterwerk aus schwarzen Schatten und hellen geworden. Silberblau stehen die Rauchwolken über den Hütten der Neger. Die Sterne des Kilimandscharo leuchten weit über das Land.

Die Nashornmutter, gefolgt von ihrem Kalb, an der Kaffeepflanzung angelangt, bleibt sie stehen, weil es schon mehrfach erlebt, wie in der Finsternis der Nacht plötzlich zwei Autos vorbeifahren und ein Schuß die Stille zerreißt. Das war ein anderer Knall als der des Schußapparates, den auch die Nashörner nicht mehr fürchten. Sie haben sich an das Knallen aller Minuten erschallende Knallen gewöhnt, das durch Wassertropfen, die auf den Boden fallen, ausgelöst wird. Mit erhobenem Kopf wittert die Nashornmutter lange nach dem Schuß. Sie ist viel vorsichtiger als früher, seit sie ein Kalb hat, und auch die Raubtiere, die sie sonst kaum berührte, hat Bedeutung für sie erhalten; denn die Nashornmutter wittert manchmal den Löwen, seltener den Leoparden zur Beute. Erwachsene Nashörner haben keine Feinde außer dem Menschen. Aber heute ist keine Witterung, kein Geräusch, nichts, was die Nashornmutter beunruhigen könnte. Aus dem Kral der





bestanden in Wäldern. Aber wie die Antilopen hat ein breiter Saum über dem Gelände, das ihnen hinderlich anzugreifen. Die Wälderbocke haben genügend Platz und Raum, die Flucht zu ergreifen, ehe er sie erreicht. Das Mondlicht ist so hell, daß die Flucht jede Bewegung der Wilden verfolgen kann. Der Leopard steht und schaut zwischen den hohen Stängeln der Maispflanzen hindurch auf die erhobene Beute. Nur langsam nähert sich die Wälderbocke dem Feld, denn immer wieder werfen sie die Köpfe hoch und sichern oft viele Minuten lang.

Auch die Flußpferde haben ihr Ziel erreicht. Sie stehen in den dumpfigen Wiesen zwischen dem Momella und dem Ngoaree und äßen das saftiggrüne Gras. Dumpf klatschend schlagen ihre breiten fleischigen Hufe aufeinander. Das Mondlicht glänzt auf ihren glatten Rücken. Ein junger Bulle drängt sich an die Seite einer Kuh, die in Hitze kommt. Aber sie wehrt ihn ab, beißt ihn zur Seite und schlägt mit geöffnetem Rachen, aus dem die großen Klauer hervorragen, nach ihm. Noch hat sie nicht das Begehren, von ihm bestritten zu werden. Morgen wird es anders sein, morgen wird ihre Abwehr nur noch Flucht sein. Doch immer langsamer wird sie fliehen, um sich schließlich vom Bullen beizugehen zu lassen.

Die Nashörner haben die weißblühenden Kaffeepflanzen erreicht. Sie sehen nicht den dünnen Draht der elektrischen Weidezaun, der die Pflanzung umgibt. Schon will die spitze Oberlippe, wie ein Finger sich vorstreckend, einen mit kleinen Blüten bedeckten Zweig ergreifen, als sie den Draht berührt. Ein stechender Schmerz fährt durch den Körper der Tiere. Laut schreieud wirft die Kuh den Kopf hoch. Ein zweiter Schlag trifft sie. Der Draht ist am Horn hangengeblieben, spannt sich an und zerreißt, als die erschreckte Nashornkuh, in eine Wolke von Lava taub gehüllt, stampfend die Flucht ergreift. Quiekend rennt das Kalb hinter ihr her. Mit geblähten Nüstern, weit aufgerissenen Augen und erhobenem Kopf jagt die Nashornmutter dahin. Sie bricht mitten durch das Maisfeld einen Pfad, zerstampft die mit Saft erfüllten Maispflanzen unter ihren schweren Füßen, schnaubt erneut, als sie den Geruch der Leoparden spürt, der ihr jetzt als vorherrschender Feind erscheint, und rast mit nach oben gehaltenem Schwanz in die engeren Büsche und trocken am Boden liegende Aste krachen und splintern unter ihren Hufen. Die Perlhühner geben schnatternden Alarmlaut. Meerkatzen kriechen. Erschreckt werfen die Wälderbocke die Köpfe hoch, verharren wenige Sekunden und gehen in großen Sprüngen zum Galeriewald hin ab. Noch hat der Leopard von der ihm drohenden Gefahr nichts bemerkt. Gespannt hat er die Antilopen beobachtet. Er richtet sich auf, schaut dem flüchtigen Wild nach und vernimmt hinter sich das Krachen der Zweige und Büsche, das Schnauben des Nashorns und das dumpfe Stampfen der breiten Füße. Er springt in das Dickicht der Maispflanzen, hetzt zwischen den Stängeln hindurch auf den Baum zu, der sich aus dem Feld erhebt, springt, krallt sich in die Rinde des Stammes, zieht sich hoch, erreicht den untersten Ast und legt sich mit pumpenden Lungen nieder.

Nun haben die Nashörner die Wiese vor dem Wald erreicht. Die Kuh stoppt ihren blindwütigen Angriff, steht in eine Staubwolke gehüllt, lauscht und wittert. Die aufregende Duftmarke des Raubtieres ist verschwunden. Langsam senkt sich ihr in höchster Erregung aufgestellter Schwanz, während ein gelber Strahl von Harn in großem Bogen nach hinten spritzt. Die Gefahr ist vorüber. Die Unruhe im Buschland fließt wieder in die Stille der Nacht hinüber.

Die Dik-Diks kleben mit ihren Zweigstücken in das Kaffeefeld und beißen die Blätter vor sich hin, ein elektrischer Drehhundertmeter auf dem Feld, in der Hoffnung, daß die Anlage außer Betrieb geht. Auch der Buschbock, der in der Dämmerung umherläuft, um zu trinken, ist zur Form hinaufgeschickelt und schält die bitteren Entblätterungen ab. Weit schiebt er den Unterkiefer beim Laufen vor sich und verhaßt, wenn ein unausgewählter Geruch in sein zu feiner Sinnesorgane aufgestellten Ohrn dringt. Immer weiter kriechen die Dik-Diks, ihre zarten Heinen Hüfte vorsichtig aufrichtend, in die Pflanzung hinein. Ihr schmaler Körper, der vorn niedriger als hinten gestellt ist, erleichtert ihnen das Schlüpfen unter den Zweigen hindurch, die über den mit Boden geenkten Kopf und Hals hinweggleiten, die Fäcken entlang kriechen und wippend am Wedel der Tiere wieder in ihre ursprüngliche Stellung zurückschleichen. Viele Mägen werden satt im Kaffeefeld. Auch die Wasserböcke sind wieder aus dem Dunkel des Waldes auf die Lichtung getreten und wandern vorsichtig ein Tier dem anderen folgend auf dem Feldweg weiter ab, vom Baum des Leoparden in den Mars. Nur wenige Stunden verbleiben den tierischen Vierbeinern bis zum Beginn der Dämmerung, um von den großen Kolben zu äßen, die noch nicht ihre volle Reife erlangt haben.

Die Nashörner sind wieder in den Galerienwald zurückgezogen und freuen von den Blättern der zahlreichen Busche. Als ein grauer, schnell an Helligkeit zunehmender Schein hinter dem Kilimandjaro aufsteigt, treten die Flußpferde den Weg zum See an. Sie brechen durch die Buschepflanzungen mit ihren stützenden Füßen durch den mit Schilfdickbewachsenen Sumpf und erreichen den Wechsell auf dem sie sich im Ganjamarch durch den Wald schieben, vorbei an ihren Etaplen, die der Bulle mit trichterförmiger Lösung überstülpt. Schon färben die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den Gipfel des Meru orangegelb, als die durch schwere korporengewundenen Wellen des Sees über den lautgruzen Flußpferden zu sammenschlagen. Nur ihre Nasenlöcher, Augen und Ohren schauen noch über den Wasserspiegel hinaus.

Die Dik-Diks haben das Kaffeefeld verlassen und sind in die Buschsteppe am Bergwald zurückgekehrt. Die Wasserböcke haben das Ufer der See erreicht und ziehen lang am auf dem Nashornwechsel durch das Schilfbüschchen ihren Ruheplatz, unter den Sumpfkakazien, wo sie sich zum Wiederkauen niederlegen. Am Seeufer entlang wandert eine Giraffe.

Als die ersten Strahlen der schnell auf steigenden Sonne den See treffen, haben auch die Nashörner ihren Ruheplatz am Schilfgürtel erreicht. Hier ist der Boden zu einer kleinen Wanne aufgewühlt. Ein von Sonne und Regen ausgebleichter Stamm einer gefällenen Sumpfkakazie liegt daneben. Ihn benutzen die Nashörner, um sich den Bauch zu scheuern. Die Nashornkuh steigt mit den Vorderbeinen über den Baum hinweg und während sie den Körper vor und zurück schiebt, kratzen die Summel abgebrochener Äste den prallen Leib der Tiere. Sie schließt vor Behagen die Heinen Augen bis auf einen schmalen Schlitz. Auch das Kalb schreut sich die Seiten am Stamm. Aber nicht lange dauert die morgendliche Hautpflege, die warme Sonnenstrahlen laden, um schlafen zu können. Die Nashornkuh legt sich nieder, wälzt sich auf den Rücken, schiebt die Vorderbeine eingeknickt unter den Leib, scharrt mit dem Unterkiefer eine bequeme Auflage für den schweren Kopf zusammen und läßt den

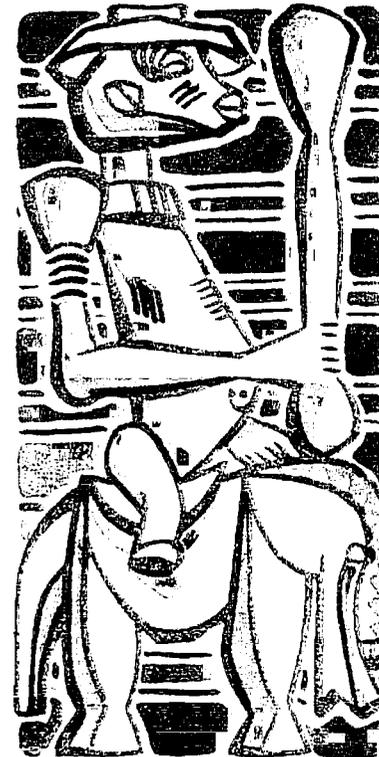




diesem grünen, dichten Blätterdach, das kaum einen Sonnenstrahl zum Boden des Waldes herabdringen läßt, erreichen, benutzen sie einen weit überhängenden Ast als Trampoline. Auf und ab wippend versetzen sie ihn in Schwingungen, und getragen vom Schwung des hochschnellenden Zweiges fliegen sie über die Schlucht im Blättermeer hinweg. Schwanz und Schulterbehang wehen wie ein Fallschirm hinter ihnen her. Weit breiten sie ihre Arme aus, um sie kurz vor der Landung einzuwickeln und federnd das harte Auftreffen in den Zweigen des großen wilden Olivenbaumes abzufangen.

Ohne Hast und Drängen läuft ein Affe nach dem anderen, immer geduldig wartend, bis der Vorgänger sein Ziel erreicht hat, auf den Zweig hinaus, drückt ihn mit kurzen harten Sprüngen herab, läßt ihn federn und fliegt über den Abgrund hinweg. Als sämtliche Affen der Horde diese gefährvolle Stelle ihres Wechsels passiert haben, verharren sie im Schatten des Olivenbaumes. Sie ziehen Zweige zum Mund und beißen die Blätter ab. Gemächlich kauend, schauen sie sich im Gezweig um, blicken zum Urwaldboden hinab, wo eine Zwergantilope durch das Unterholz huscht, und blinzeln hinauf zur Sonne, die schnell zum Zenit aufsteigt. In gemessenem Abstand, aber immer noch in Sichtweite, hocken zwei Affen der Horde dicht beieinander. Es ist ein Paar, das sich von der Horde abgesondert hat. Das Männchen gibt kurzen Warnlaut. Zerr-orr klingt es zur Horde hinüber, die sofort ihre Mahlzeit abbricht und zum Boden des Waldes starrt. Dort ragen, großen Felsblöcken ähnlich, die grauen Rücken von Elefanten aus dem Unterholz hervor. Aber die Anwesenheit dieser Dickhäuter ist kein Grund zur Bauruhigung für die Guerezaaffen.

Still stehen die Riesen beieinander. Nur das seltsame glucksende Verdauungsgeräusch ihrer Mägen ist zu hören. Sie sind in der vergangenen Nacht aus den höhergelegenen Wäldern des Meru gekommen und werden in den folgenden Tagen wie in jedem Jahr zu Beginn der kleinen Regenzeit in die Buschsteppe im Fuße des großen Vulkans ziehen, um dort die zu neuem Trieb erwachten Zweige der Akazien zu äsen. Wenn der Regen kommt, dann wird die heute noch prasseldürre Steppe in wenigen Tagen verzaubert. Dann quellen aus leblos scheinenden, verstaubten Ästen saftige grüne Blätter hervor, dann werden die Bäume, Büsche und Grasfluren mit bunten, kurzlebigen Blüten übersät, die in überschäumender Geilheit zur Befruchtung Bienen, Falter, Käfer und Nektarvögel herbeilocken, denn kurz ist die Zeit der Feuchtigkeit, kurz nur die Möglichkeit, zu grünen, zu blühen und Früchte zu treiben. Bald schon wird die Sonne mit ihrer Glut den letzten Tropfen aus dem Boden saugen, und unter Staub und Hitze wird das Land in die nächste Trockenzeit hineindämmern. Dann werden auch die Elefanten wieder die Ebene verlassen und in die immergrünen, feuchten Bergwälder zurückkehren.



## Auf der Elefantenfährte

Aus dem Schornstein des Küchengebäudes der Farm, das aus Wellblechplatten gebaut wurde, steigt Rauch auf. Rafiqui bereitet das Mittagessen zu. Neben ihm auf dem Boden hockt Saidi. Er ist Rafiqui als Hilfskoch zugeteilt, muß im Wald Feuerholz sammeln, Kartoffeln schälen, Geschirr abwaschen und verrichten, was es sonst noch in einer Küche zu tun gibt.

Die Arbeit in der Küche ist eine gute Arbeit. Der Lohn ist nicht hoch, Rafiqui erhält im Monat 40 Schillinge, während Saidi nur 25 bekommt, aber das Essen ist reichlich, und es gibt oft Fleisch, fast täglich. Deshalb lohnt es sich, Koch zu sein. Saidi will Rafiquis Künste erlernen, er will später auch Koch werden, nicht immer nur Holz im Walde schlagen und Kartoffeln schälen. Aber vorläufig ist er mit seiner Arbeit zufrieden. Vom Küchenherd der weißen Mama fällt auch für ihn noch genug ab. Man darf nur nicht zu große Stücke von dem Fleisch nehmen, das die Mama ausgesucht hat. Sie nimmt das Fleisch von den Beinen und vom Rücken der Tiere. Die Därme und das Fett dürfen Rafiqui und Saidi in ihre Töpfe stecken. Aber Rafiqui schneidet auch Fleisch vom Rücken und von den Beinen ab, wenn die Memsab nicht in der

Küche ist nur nicht so viel wie Saidi nahm. Ali Rafiqui krank war und Saidi kochen mußte. Zwei dicke Holzlöffel hat die Memsob wutend auf einem Rücken herschlagen. Saidi seufzt schneit mit der Zunge und schüttelt den Kopf. Ali Rafiqui denkt an das Fleisch. Er denkt an jenen Unglückstag. Er aß wohl ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. Viel Fleisch war das, gutes Fleisch von einer Kuh, die der Bwana geschlachtet hatte, weil sie nicht mehr aufstehen konnte. Warum eigentlich konnte sie nicht mehr aufstehen? War sie von einer Schlange gebissen worden? Sie hatte aber kein geschwollenes Maul wie das Kalb, das eines Morgens tot im Feral lag und neben ihm eine Puffotter von Hufen zertraten. Eine Schlange hatte die Kuh nicht gebissen. Vielleicht hatte Petri einen Zauber gemacht, damit die Kuh krank wurde. Petri wollte, daß die Kuh von den Negern, von Saidi, Rafiqui und Petri, gegessen wurde, denn wenn eine Kuh gestorben ist, dann bekommen die Neger das Fleisch. Aber manche Neger essen das Fleisch nicht, wenn Ali die Kuh nicht schlachtet, bevor sie stirbt. Petri hat wahrscheinlich einen Zauber gemacht, deshalb starb die Kuh. Denn er ist kein Mohammedaner, er darf auch Fleisch von Tieren essen, denen nicht vorher der Hals durchgeschnitten wurde. Aber Petri Zauber war nicht groß genug. Die Kuh lebte noch, als die Sonne aufging. Nur aufstehen konnte sie nicht. Deshalb hat sie der Bwana geschlachtet und gegessen. Saidi seufzt und schüttelt den Kopf. Es war ein schlechter Tag. Wenn viele Monde vorüber sind und der Bwana nicht mehr an die Kuh denkt, wird Petri wieder einen Zauber machen. Er wird der Bauch einer Kuh anschwellen, oder sie wird Schaum am Maul haben. Dann wird sie tot sein, bevor der Bwana kommt.

Petri kann auch böse Dämonen austreiben. Das hat er bewiesen, als Selemani Frau einen Dämon hatte. Saidi nickt mit dem Kopf und stöhnt. Es war eine unheimliche Nacht, als Petri den Dämon austrieb. Keiner durfte seine Hütte verlassen. Selemani Frau schrie laut, als der Dämon aus ihrem dicken Bauch fuhr. Sie hat lange gebrüllt. Keiner wagte nach ihr zu sehen. Sie verhängen alle die Türen, hockten sich um das Feuer und redeten laut, ganz laut. Aber Selemani Frau hat laut geschrien, bis der Mond über dem Kilimandcharo aufstieg. Dann war sie still. Nur gestöhnt hat sie und gejammert, ganz leise gejammert. Am anderen Morgen ging sie wieder mit den anderen Frauen Wasser holen und stampfte Mais. Ihr Leib war wieder dünn wie der Bauch einer Gazelle, und sie hat gelacht. Petri hat gezeit, daß er einen großen Zauber beherrscht. Vielleicht wird er schon bald eine Kuh verzaubern, damit sie krank wird und stirbt. Vielleicht schon morgen. Saidi seufzt.

Warum arunzt du? fragt Rafiqui.

Vielleicht macht Petri morgen einen großen Zauber mit einer Kuh, antwortet Saidi.

Hast du nicht genug Fleisch? Du konntest einen Wasserbock allein fressen und wärest nicht satt, sagt Rafiqui äraerlich.

Der Bwana schießt keinen Wasserbock für uns, Warum nicht? Es gibt viele Wasserböcke am See. Aber er schießt keinen Wasserbock für uns.

Es gibt viele Wasserböcke, bestätigt Rafiqui. Aber der Bwana wird einen Elefanten schießen oder ein Nashorn. Es kommt bald das Fest des weißen Mannes. Der Bwana wird die Geburt des Christ feiern. Er wird Geschenke kaufen für seine Frau und seine Kinder, auch für die Neger. Er braucht viel Schillinge. Deshalb wird er bald einen Elefanten schießen oder





ein Na horn. Wenn der Elefant große und schwere Zähne hat, wird der Bwana viele Schillinge bekommen. Er wird lachen und für uns einen Wasserbock schießen. Suche die Elefanten, wenn du in den Wald gehst, um Holz zu schlagen. Sie müssen bald vom Berg herabkommen, denn es hat im Bergwald schon geregnet. Suche den großen Elefantenbullen, hinter dem der Bwana vor vielen Monden hergelaufen ist. Er konnte ihn nicht töten. Der Bulle war flug. Er blieb in seiner Herde, mitten in der Herde. Frage Petri, ob er einen Zauber mit dem Elefantenbullen machen will, damit der Bwana den Elefanten schießt, damit der Bwana lacht und viele Schillinge für die Zähne bekommt und für uns einen Wasserbock tötet. Frage Petri, ob er einen Zauber macht.»

Saidi schüttelt den Kopf. Petri macht keinen Zauber mit Elefanten. Petri macht nur Zauber mit Kuh oder mit Mensch. Ich werde die Elefanten suchen. Sie sind da. Ich habe ihre Stimme gehört und ihren Kot gesehen. Sie sind im Wald am Sumpf. Ich hole Holz und werde sie suchen.» Saidi steht auf, nimmt sein Buschmesser und geht. Er schaut nach der Sonne, die hoch am Himmel steht. Es ist zu früh, um Elefanten zu schießen. Noch stehen sie im dichten Busch. Erst wenn die Sonne über den Meru geht und die Schatten lang werden, verlassen sie den Wald. Saidi denkt an das Fleisch vom Wasserbock. Er will den Elefantenbullen suchen.

Die Sonne brütet über dem Wald und lähmt mit ihrer druckenden Hitze alles Leben. Im dichten Unterholz, dort, wo nur selten kleine zitternde Flecken des Sonnenlichtes über den Boden huschen, wenn der Wind die Blätter in den Kronen bewegt, liegt ein Dik Dik, eine Zwergantilope. Sein Unterkiefer zermahlt die hochgewurate Nahrung, bis sie fein zerkaut wieder abgeschluckt wird und eine neue Portion aus dem Magen in das Maul aufsteigt. Dabei drehen sich, jedes Knacken im Dickicht auffangend, die Lauscher des schauenden Tieres nach allen Seiten. Wenn ein ungewohntes und deshalb verdächtige Geräusch an die aufmerksamen großen Ohren dringt, verharrt das Tier einen Augenblick im Wiederkauen. Sein Hals streckt sich nach vorn, das Körpergewicht lastet auf den eingeknickten, unter den Leib geschobenen Vorderbeinen, die Hinterhufe drücken sich in den weichen Boden, die Muskeln sind gestrafft, bereit in schnellem Sprung den Körper hochzureißen. Aber die vermutete Gefahr geht vorüber. In dieser heißen Tageszeit jagt kein Raubtier. Langsam lockert sich der kleine, einen erwachsenen Feldhasen an Größe nur wenig übertreffende Körper. Der Kopf richtet sich auf, und der Unterkiefer beginnt wieder in rhythmischen Bewegungen den Speisebrei zwischen den breiten Backenzähnen zu zermahlen, während die Lauscher nach neuen Geräuschen fahnden.

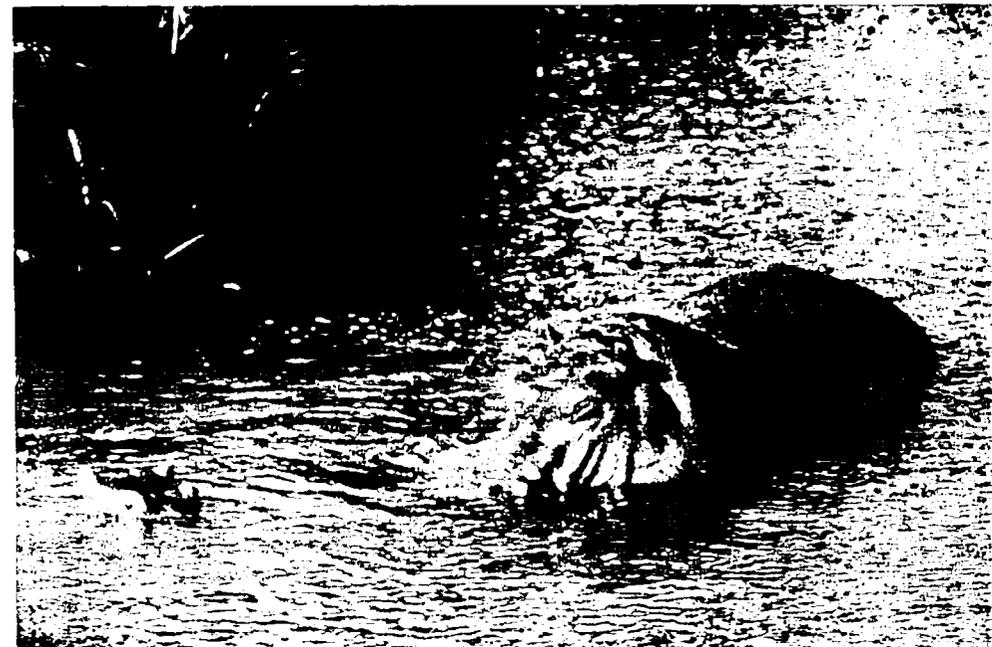
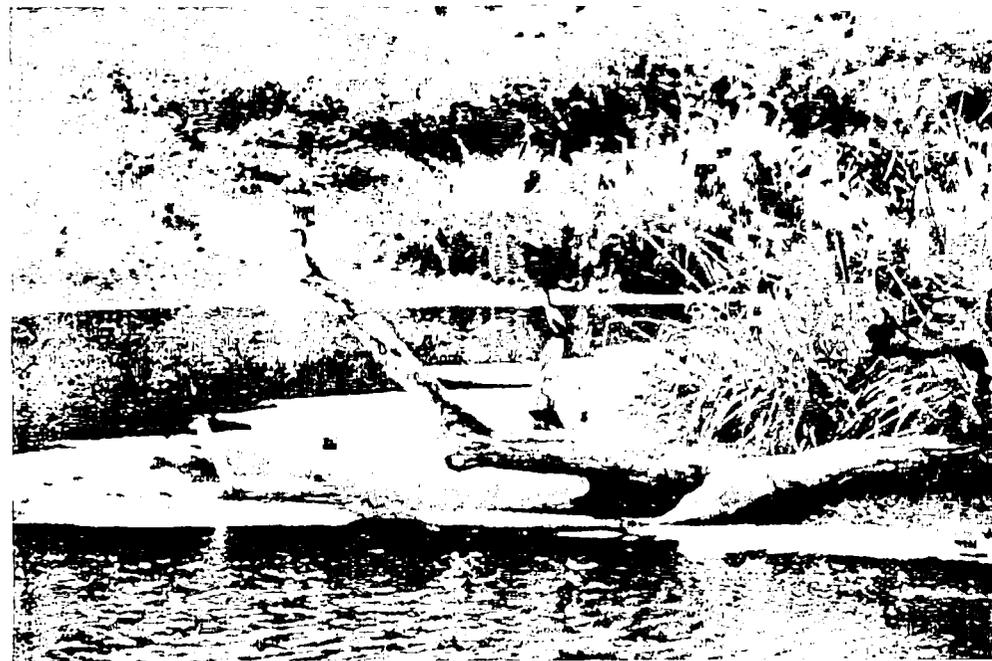
Colobusaffen hocken über dem Dik Dik auf bechatteten Ästen dicht am Stamme eines Urwaldriesen. Einige liegen auf dem Rücken, Arme und Beine weit von sich gestreckt. Andere sitzen mit herabhängenden Beinen, die Arme über den Kopf gehoben und die daumenlosen Hände um einen Ast über sich gelegt. Ihre langen weißen Schwänze hängen leuchtend in das schattige Dunkelgrün der Blätter. Manchen ist der Kopf mude auf die Brust gesunken. Sie schlafen.

Am Rande des Waldes, wo der Sumpf beginnt, liegt unter einer Zeder ein Kaffernbüffel. Sein schwarzes, schütteres Fell ist mit einer dicken, zu grauer Kruste eingetrockneten Schlamm-schicht überzogen. Madenhacker, die ihn ständig begleiten, um ihm die Zedern vom Körper zu picken, sitzen in dem dornigen Strauch neben ihm.

Mitunter trägt ein Windhauch den Faulnisgeruch der Sumpfe zum Wald herüber. Die Nase des Leoparden der nungig wie am vergangenen Tag auf dem breiten Ast eines Baumes ruht, beachtet solche Düfte nicht. Die Pranken hängen herab, das Maul ist halb geöffnet, und mit schlaftrigen, zu kleinen Schlitzchen geblinzelten Augen blinzelt er auf die sonnenübertrahlte Buschsteppe hinaus. Stoßweise entströmt der Atem aus dem hechelnden Maul, aus dem hinter schwarzen, schlaff herabhängenden Lefzen die langen, gelben Eckzähne hervorragen. Eine Ziege sitzt an seiner Nase und bohrt ihren Saugstachel tief in die Haut. Der Leopard reibt ein Maul an dem Ast, hebt die Pranke und zieht die Nase an der Daumenkralle entlang. Jede Bewegung des Kopfes holt weiter aus, bis auch die Stirn auf diese Art geburstet ist. Dann stellt sich der schlanke Körper auf den gestreckten Vorderbeinen hoch. Den Kopf weit nach hinten gehoben, den Unterkiefer an die Brust gehoben, gleicht er der Sehne eines gespannten Bogens. Die Krallen sind weit aus ihren Scheiden getreten. Sie bohren sich in die Borke des Astes, die knackend reißt. Brauner Mulm rieselt zum Boden herab. Erschlaffend senkt sich der gefleckte Körper auf den Ast zurück. Aber schon sträffen sich die Muskeln der Hinterbeine, ziehen den Leib zu sich heran, und mit gestreckten Vorderbeinen reckt sich wieder das Tier. Nicht die Krallen tief in die Borke des Astes, um sie die-mal wie ein Messer durch das Holz zu ziehen. Weit reißt der Leopard ein rosa leuchtendes Maul auf, entblößt die Zähne in breitem Gähnen, und wie eine Kobra mit entfaltetem Halsschild rollt die Zunge aus dem Maul heraus, um mit wippender Spitze zwischen den sich schließenden Kiefern wieder zu verschwinden. Schon beginnt die Säuberung des Körpers. Schabend fährt die Zunge, vom nickenden Kopf geführt, über die Pranken und den Unterarm. Wieder hebt sich der Vorderkörper vom Ast. Nur noch auf den Hinterbeinen hockend, dreht sich das geschmeidige Tier weit nach der Seite. Die angehobenen Pranken halten das Gleichgewicht, während die Zunge den Rücken erreicht.

Das Knacken eines trockenen Zweiges läßt den Leoparden verhoffen. Gespannt dreht sich der Kopf dem Geräusch zu, das Füße auf dem Boden des Waldes verursachen. Der Körper sinkt auf die federnden Pranken zurück, die sich jetzt weich dem Ast anschmiegen. Geduckt lauscht das Tier. Saidu geht unter dem Baum vorbei. Ein Turako flattert aufgeschreckt durch das dichte Blattwerk, und ein Colobusaffe gibt kurzen, rauhen Warnlaut. Dann ist es wieder still im Wald.

Mit aufmerksamem Blicken sucht Saidu auf dem Wildwechsel, dem er folgt, nach den Fahrten der Elefanten. Da ist der tief in den Moder eingekniffene Hufabdruck des Büffel, und die zierliche Spur des Dickdick, der den Pfad kreuzte. Zahlreiche an Perlenketten erinnernde Fahrten kleiner Nagetiere zeichnen sich dort ab, wo die Sonne mit ihren Strahlen den Prad erreicht und den nassen Mulm in trockenen, pulverigen Staub verwandelt hat, der auch die Fahrte einer leichten Maus aufnimmt. Saidu ist kein geübter Fahrtensucher wie Kiswa, der den Bwana auf den Safari begleitet. Aber sein taalicher Gang in den Wald, wo er Feuerholz schlägt, hat seine Augen geschärft, und seine Ohren geöffnet, ist er doch häufig Nashornern und Büffeln begegnet, mußte ihnen den Weg freigeben, wenn sie plötzlich vor ihm standen. Er weiß, daß um diese Zeit der einsame Büffel in seinem Bett am Rande des Sumpfes liegt und der Nashornbulle mit der großen, nüssenden Wunde am Bauch, der vor vielen





Monden der Na hornkuh mit dem erhörten Ohr nach tellen. Sich im Schatten der Akazien  
jen eits de Sumpfes au ruht. Saidi stützt und lau cht. Er glaubt ganz fern da Brechen von  
A ten gehört zu haben. Aber der Wald ist still. Mit federnden Schritten läuft er weiter. Seine  
Augen auf den Boden. In Pfund während die Ohren in den Wald hineinhorren. Er bleibt wieder  
stehen und zieht die Luft geräuschvoll in die Nase. Ein süßer Duft, wie er dem Mut der Ele  
fanten anhaftet ist um ihn. Dort leuchtet die gelbe Bruchstelle eines frisch geknickten Zweiges  
aus dem satten Dunkelgrün der Blätter hervor. Saidi ruht sich nicht. Seine Augen gleiten von  
Baum zu Baum, von Busch zu Busch. Die Elefanten sind vor wenigen Stunden hier gewesen.  
Ein gebrochener Ast hängt vom Stamm des jungen Nereuebaumes herab. Seine Blätter sind  
schlaff, aber noch nicht trocken. Vorsichtig, alle Sinne gespannt, geht der Suchende weiter.  
Er bückt sich zum Boden hinunter. Deutlich zeichnet sich die Fahrte eines Elefanten ab. Die  
rissige Sohle des schweren Tieres hat sich im feuchten Mulm nur zur Hälfte eingepreßt. Der  
andere Teil des Fußes stand auf Blättern, die stellenweise den Boden bedecken. Aber gleich  
daneben ist noch ein Tritt regel reinen Fuß hinein. Vom hinteren Rand der Spur  
bis zu den Hufen am vorderen Rand paßt sein Fuß zweimal in den Abdruck des Tieres. Es  
muß ein großer Elefant gewesen sein, der den Wechsel kreuzte. Er war nicht allein, denn  
wenige Meter entfernt sind zahlreiche andere Fahrten. Eine ganze Herde ist über den Wechsel  
gezogen. Sie kam vom Sumpf und ging in den Wald. Hat sie ihn auch wieder verlassen? Ist  
sie weitergewandert? Das wird der Bwana fragen. Saidi sucht nach Anhaltspunkten, die ihm  
genaue Auskunft geben können, wann die Elefanten den Pfad überschritten haben. Dort  
liegen große runde Kotballen. Saidi grabt seine Zehen in einen der Ballen hinein. Er spürt  
die feuchte Wärme des Mistes. Die Elefanten sind erst vor kurzer Zeit hier gewesen. Sie  
müssen in der Nähe sein, denn wenn die Sonne hoch am Himmel steht, wandern sie nicht.  
Diese Feststellung erregt ihn. Er steht unschlüssig und lau cht in das Dickicht hinein. Dann  
schaut er wieder auf die Fahrten. Auch die Abdrücke kleiner Elefantenfüße sind zu sehen. In  
der Herde sind junge Tiere. Das ist nicht gut. Elefantenmütter sind böse, wenn sie Junge bei  
sich haben. Zu Beginn der letzten Regenzeit ist er nur mit Mühe und Not einer angreifenden  
Elefantenkuh entkommen, auf die er unverhofft tief als er im Walde Holz schlug. Sie hatte  
auch ein Kind bei sich und hatte ihn getötet. Saidi zittert vor Erregung. Aber dann denkt  
er an den Wasserbock, den der Bwana schießen wird, wenn er einen Elefanten bekommt.  
Ein Wasserbock hat viel Fleisch, und das größte Stück bekommt Saidi, wenn er den Bwana  
zu den Elefanten führt.

Vorsichtig schiebt er die Zweige auseinander, lauscht noch einmal in das Gewirr von Unter  
holz, Stämmen und Schlingpflanzen hinein und folgt, jedem Ast, jeder Liane geschmeidig aus  
weichend, den Spuren der Elefanten. Oft muß er sich tief ducken, muß Zweige hochbiegen  
und mit den Füßen das trockene Holz am Boden langsam in die feuchte Erde treten, damit  
kein Laut ihn verrät. Da Buchmeier kann er nicht benutzen. Jeder Hieb würde den Elefan  
ten von Kommen durch den hellen Klang der Eisen verkünden. Da lange Me er den  
holzenen Knaut er mit der linken Hand umfaßt hat, liegt an seinem Unterarm, damit die  
Klinge nicht gegen die dornenbewehrten Zweige schlagen kann, die von allen Seiten nach  
ihm fassen. Immer wieder bleibt er stehen, um zu lauschen. Dann tastet er sich mit den Augen

weiter von einem Fußabdruck zum anderen Oft sind es nur kleine Anzeichen frisch abgestreifte Blätter, in den Boden gedruckte Fruchtkerne, manchmal aber auch wieder die Kotballen, die ihm den Weg weisen. Ein lauter, schriller Trompetenstoß läßt ihn zusammenfahren. Seine Beine zittern. Er sinkt zum Boden hinab. Die Elefanten sind nahe. Haben sie ihn gewittert? Greifen sie an? Er schließt die Augen. Das Blut ist ihm aus dem Kopf gewichen. Sein Gesicht ist grau. Minutenlang hoch über am Boden. Überkeit steigt in ihm hoch. Er muß sich übergeben. Kein Laut folgt auf den Warnruf der Elefanten. Langsam richtet sich Saidi auf. Genügt es nicht, daß er weiß, wo die Elefanten stehen? Aber der Bwana wird fragen: «Saidi, hast du einen Bullen in der Herde gesehen mit großen Stoßzähnen?» Oh, Bwana, einen großen Bullen, wird Saidi sagen, mit großen Zähnen! Dann wird der Bwana ein Gewehr nehmen, und Saidi wird den Weg zeigen, der zu den Elefanten führt. Wenn aber kein Bulle mit großen Zähnen in der Herde ist, was wird der Bwana dann zu Saidi sagen? Saidi überlegt. Der Bulle kann weggegangen sein, denkt Saidi. Aber es wird kein Fleisch geben, wenn der Bwana keinen Elefanten schießt. Saidi muß wissen, ob ein Bulle in der Herde ist: ein Bulle mit großen Zähnen. Er biegt die Zweige vorsichtig auseinander. Ängstlich, mit unsicheren Schritten, geht er weiter. Die Elefanten sind ganz nah. Ein dumpfes Rollen läßt ihn wieder verharren. Das ist ein Geräusch aus dem Bauch der Elefanten. Bewegt sich dort ein Ast? Ist das die graue Rinde eines Baumes oder die Haut eines Elefanten? Rafiqi ist jetzt in der Küche denkt Saidi. Er brät Fleisch für die Mem-ab. Der süße Duft des Elefantenmittels dringt in Saidi. Nahe. Er versucht angestrengt, im Halbdunkel des Waldes eine Bewegung zu erpähen. Elefanten stehen bewegungslos, wenn sie eine Gefahr wittern, um plötzlich zu fliehen oder anzugreifen. Was soll er tun, wenn sie angreifen? Er kann nicht davonlaufen wie damals, als die böse Kuh ihn toten wollte. Da war auf freiem Feld. Hier hält ihn der Wald fest. Saidi denkt und starrt in das Meer von Blättern und Zweigen. Wenige Meter vor ihm spannt sich eine Liane; ein Rüssel faßt an ihr hoch, läßt die Schlingpflanze wieder fahren und verschwindet im Unterholz. Saidi ist unfähig, sich zu bewegen. Er steht mit weit aufgerissenen Augen und wagt kaum zu atmen. So nahe ist er noch nie an Elefanten herangekommen. Jetzt spürt er eine belebende Wärme in seinem Körper aufsteigen. Er denkt nicht mehr an die Gefahr. Seine Knie sind fest. Er zittert nicht, als er sich geduckt in das Unterholz drückt und Zweige ergreift, um sie über sich hinwegzubiegen, obwohl ihre Dornen sich in seine Hände bohren. Wie trunken starrt er nur auf die Elefanten, denen er mit jedem Schritt näher kommt. Ein umgekehrter Baum, der durch Lianen an andere Bäume gefesselt, auch die Erde mit zu Boden riß, als er zusammenbrach, hat eine kleine, schmale Lichtung entfallen lassen. Hier hat Saidi den Blick auf die Elefanten frei. Sie stehen ruhig mit hängenden Rüsseln und bewegen nur die riesigen Ohren. Elfenbein leuchtet zwischen den grauen Körpern hervor: die dünnen Zähne einer Kuh, die abgebrochenen Stumpfe eines alten Bullen, die dicken, aber kurzen Zähne eines Halbwüchslings. Saidis Augen suchen nach dem schwarzen Bullen mit den großen Zähnen. Er sieht nicht die beiden Kalber, die sich wickeln die Beine ihrer Mütter drängen, nicht die Kuh, die halb verdeckt am Rande der Lichtung steht, unruhig den Rüssel hebt und die Luft prutt. Saidi sieht keine Elefanten, nur Zähne. Ein breiter grauer Körper zwang sich nach vorn, ein mit zahlreichen Warzen bedeckter dicker Rüssel wird sichtbar, große zerfetzte Ohren





wed In au geregt und Zähne lange dicke Zähne leuchten im Sonnenlicht auf Saidi tritt auf die Zähne Seine Hand hebt sich als wolle sie nach ihnen fassen Der alte Bulle schiebt eine Kuh zur Seite und lehnt mit angehobenem Russel die Witterung auf augend wenige Meter vor dem bewegungslos starrenden Saidi

Nur die Russelspitze hebt und senkt sich leicht Die Ohren sind wie ausgesperrte Tore vom riesigen Schädel weit abgetellt So steht der Bulle lehnt die ganze Herde bewegungslos Saidi sieht nur die Zähne die großen langen dicken schweren Zähne Minuten vergehen Die Elefanten verharrten bewegungslos In der Lichtung brutet die feuchte Hitze Sogar der Staub den vor wenigen Minuten eine Kuh auf ihren Rücken warf scheint in der Luft zu stehen Nur ganz langsam zieht er die braune Wolke über die leblos anmutenden Körper hinweg und senkt sich zum Boden nieder Plötzlich wirft der Bulle den Kopf herum Sein Russel hängt schlaff zwischen den angehobenen waagrecht nach vorn geschobenen Stoßzähnen herab Zwei dreimal klappen seine Ohren Ein schrilles Trompeten erschneidet die Stille und mit nach hinten abgetellten Schwänzen macht die Herde kehrt Kot klatscht auf den Boden Staub wirbelt auf Jungtiere quietchen In wenigen Sekunden ist die Lichtung leer Saidi wird von einer Schwache überfallen Er muß sich setzen Der Staub reizt seine Nase Übelkeit würgt in seinem Hals Schweiß tritt auf seine Stirn Er muß sich übergeben Schmerzen wühlen in seinem Leib Stöhnend entleert er sich Dann steht er auf und geht zum Wildwechsel zurück Als er den Pfad erreicht beginnt er zu laufen Immer schneller rennt er den Wechsel entlang

Tembo mkubwa großer Elefant große Zähne schwere Zähne flüstert er und lacht Oh Bwana Zähne große Zähne Bwana ich zeige dir lange Zähne Du schießt den Elefant und du schießt für Saidi einen Waserbock weil Saidi dir Elefanten mit großen Zähnen gezeigt hat Saidi wird viel Fleisch haben viel Fleisch vom Waserbock Saidi wird heute Fleisch essen und morgen wird Saidi Fleisch essen und viele Tage wird Saidi Fleisch essen So plappert er vor sich hin lacht und fuchtel mit seinen langen dünnen Armen in der Luft herum Er sieht nicht den gefleckten Leib des Leoparden der vor ihm über den Wechsel huscht Er hört nicht den Warnruf der Colobusaffen die durch ihn in ihrer Mittagsruhe aufgeschreckt die Flucht erareifen Er rennt daß ihm der Schweiß vom Körper herabrinnt und lacht Schon hat Saidi den Waldrand erreicht Er eilt an den Fellaarbeitern vorüber die sich verwundert nach ihm umschauen Immer lauter wird eine Unterhaltung mit sich selbst Tembo mkubwa chreit er Tani dem Aufseher entgegen dem er auf dem schmalen Rindpfad begegnet Krachend als wäre eine ganze Herde Elefanten hinter ihm her jagt er an dem erstaunt sich umschauenden Tani vorüber Schon hat er die Küchenhütte erreicht und brüllt durch die offene Tür «Tembo mkubwa» hinein dann stürzt er weiter zum Farmhaus den Hügel hinauf und vor Piet Torsen dem Farmer stehend sprudelt er hervor Tembo mkubwa große Zähne schwere Zähne dicke Zähne Tembo viele Tembo im Wald am Sumpf aber eine Tembo mkubwa mit große Zähne Saidi hat gesehen Saidi wird dir zeigen Bwana!

Die Elefanten laufen nicht weit Bald beruhigen sie sich wieder und stellen sich im Schatten hoher Urwaldbaume ein Als die Colobusaffen von Saidi erschreckt ihren Warnruf erschallen lassen gehen die Russel der Riesen noch einmal hoch ziehen die Luft von allen Seiten ein und sinken wieder herab weil sie keinen Grund zur Beunruhigung feststellen können Lang-

sam finden sich die jungen Elefanten, die auf der Flucht dicht bei ihren Müttern blieben, wieder zum Spiel zusammen. Sie kämpfen miteinander. Quietschend stellen sie die Ohren ab, das rotgeäderte Weiß der Augen wird sichtbar und schimmert drohend aus dem Grau der kleinen, faltigen Köpfe hervor. Mit aller Kraft rennen sie ihre Spiegelgefährten von der Seite an, bringen sie zu Fall und stolpern dabei selbst über die mit den langen Beinen strampelnden, am Boden liegenden Körper hinweg. Neben den sich balgenden Kleinen stehen mit müden Lidern die erwachsenen Riesen. Nur ihre herabhängenden Rüssel nehmen manchmal Witterung von den übermütigen Kindern oder schlagen nach Insekten, die an den Augen sitzen. Der Bulle mit den großen Zähnen hat sich während der Flucht in das Innere der Herde gedrängt und steht auch jetzt noch dort, von den Körpern seiner Artgenossen gegen jede Sicht gedeckt.

Bunte Falter gaukeln über die Waldwiese, steigen auf, sinken herab und haften für wenige Sekunden an den Blüten der Bougainvillea, die sich zwischen den Stämmen der Bäume hervor-drängt, um ihre roten, lockenden Blüten dem Licht entgegenzustrecken. Auf den feuchten Kol-ballen der Elefanten haben sich Schmeißfliegen niedergelassen. Ihre prallen, glänzenden Körper schillern metallisch grün in der Sonne, als sie erschreckt durch den Bienenfresser, der in flachem Flug über sie hinweggleitet, summend aufschwärmen.

In den Kronen der Nsesewebäume, deren schlanke, hellgraue Stämme sich am Rande der Lichtung erheben, hocken, von der Mittag-hitze ermüdet die Colobusaffen. Einige liegen. Arme und Beine weit von sich gestreckt, auf den Ästen und schlafen. Andere haben sich Ast-gabeln ausgesucht, in denen sie, wie in einem bequemen Sessel sitzend, den Rücken an den Stamm gelehnt, die Beine auf den Ast gelegt, ruhen. Nur das Neugeborene, dessen weißes Haarkleid wie ein Stück des grellen, von der Sonne überstrahlten Himmels, aus dem in der Hitze zitternden Meer der Blätter hervorleuchtet, springt im Schoß seiner Mutter umher, die vergeblich versucht, das unruhige Affenkind an ihre Brust zu drücken und es zum Stillesein zu zwingen. Manchmal schaut der große Affenmann, der bei Gefahr den Rückzug der Horde deckt und auf den täglichen Wanderungen den Aufbruch bestimmt, sonst aber keine sich deutlich abhebende Vorrangstellung einnimmt, in die Runde. Sein Blick gleitet über die Mit-glieder des Rudels und haftet eine Weile auf der Affenmutter mit dem Kleinkind, ehe sein Kopf wieder schwer auf die Brust hinabsinkt.



Die Sonne hat längst den Zenit überschritten und nähert sich wieder dem Krater des Meru, der in Wolken gehüllt ist. Die Colobusaffen haben ihre Futterbäume aufgesucht, ziehen die Nsesewebblätter zum Mund, beißen ganze Buschel ab und verpeisen sie. Weit schauen sie von ihrem luftigen Sitz am Rande des Waldes über das Land. Sie sehen die Viehherde, die zum Krat getrieben wird, die Frauen, die große Flaschenkürbisse auf den Köpfen tragend, von der Wasserstelle kommen, und den Leoparden, der, hinter Büschel Deckung suchend, zum See hinüberwechselt. Ein Augurbussard kreist über der Steppe. Aus dem Schilf am Sumpf klingt der jammernde Schrei der Ibisse. Der alte Affenmann verläßt den Futterbaum. Die Zeit zum Aufbruch ist gekommen. Er springt, dem Wechsel der Colobusaffen folgend, auf die starken Äste der wilden Oliven, die fast bis zum Nsesewebbaum hinüberreichen, hüpf auf ihnen entlang zum Stamm und setzt sich dort nieder. Schon folgt ihm ein Weibchen, an dessen Bauch sich ein weißes Affenkind anklammert. Mit einer Hand das Neugeborene haltend, hoppelt auch sie auf den Ästen entlang. Ein Halbwüchsiger eilt ihr nach, und in wenigen Minuten ist der junge Nsesewebbaum verlassen, in dem soeben

nach die Herde hochte und fraß. Schon hat der Antürer der Horde den zerplitterten sturp einen Baum erreicht, der im letzten Sturm seine Krone verlor. Ohne Aufenthalt springt er über die Lichtung im schützenden Dach der Wipfel hinweg, um so schnell wie möglich wieder im Netzwerk der Zweige und Blätter unterzutauchen und sich der Sicht von oben zu entziehen. Ihm folgt die Horde. Weiße Haarmantel blitzten über dem zerbrochenen Stamm auf, winken aus dem schattigen Grün hervor und verschwinden hinter Lianen, Blüten und Blättern. Lange bleiben sie in den Wipfeln der Bäume still. Die Colobusaffen haben auf der Wanderung zu ihren Schlafbaumen eine Ruhepause eingehaltet. Eine Affin, die den Weg tort etzen und damit das Zeichen zum Aufbruch geben wollte, zögert plötzlich. Gespannt schaut das Tier auf die Buschsteppe hinaus. Dort tauchen zwischen den Hügeln die Köpfe von Menschen auf, die sich dem Wald nähern. Sie laufen nicht wie die Holzfüßer, an deren Anblick sich die Affen langst gewöhnt haben, auch nicht wie die Neger, die eine im Busch zurückgebliebene Kuh suchen. Das Andersartige ihrer Bewegungen läßt die Affen stutzen. Neben ihr drückt der alte Affenmann die Blätter beiseite und schaut in die Steppe hinaus.

Tani geht voran. Ihm folgen Saidi und Kissiwa, der das Gewehr des Bwana trägt. Kissiwa bleibt stehen und prüft den Wind. Unzufrieden mit dem Ergebnis seiner Feststellung, wägt er den Kopf hin und her. «Wenn die Elefanten zum Sumpf gehen, bekommen sie unsere Witterung, Bwana.» Der Farmer beobachtet aufmerksam den Rauch seiner Zigarette und gibt dann Anweisung: Tani, du gehst nach links zum Waldrand. Saidi, du folgst dem Rinderpfad und gehst zu den Hütten der Feldarbeiter. Frage sie, ob sie die Elefanten gesehen haben. Kissiwa, laufe schnell zum Sumpf und suche dort nach Fährten. Kommt aber bald zurück. Ich warte hier. Kissiwa übergibt das Gewehr Piet Torsen und verschwindet mit den anderen hinter den wurzig duftenden Strauchern, die das hügelige Land überwuchern. Schon nach wenigen Schritten trifft Tani auf die frische Spur des Leoparden. Deutlich zeichnet sich eine Pranke des Raubtieres in dem breiigen Kot eines Büffels ab. Sorgfältig prüft er die Fährte, hält nach allen Seiten Ausschau und geht vorsichtig weiter. Der Leopard ist wieder da, denkt Tani. Vor vielen Wochen hat er im Maisfeld einen Buschbock gerissen. Danach blieb er lange Zeit weg. Jetzt ist er zurückgekehrt. Der Bwana muß heute Nacht die Hunde einschließen. Leoparden fressen gern Hundefleisch. Tani nähert sich dem Wald. Er bleibt stehen und schaut lange auf die schlanken Stämme der jungen Bäume, die vor der massigen Mauer der Waldstehen. Kein Zweig bewegt sich, kein Laut ist zu hören.

Auch Kissiwa kann keine Spur der Elefanten finden. Sie müssen noch im Wald sein, denn zurück zum Berg ziehen sie nicht. Der Mais lockt sie. Kissiwa läuft am Waldrand entlang, prüft immer wieder den Wind und lauscht in das Halbdämmer des Dickichts. Nur das schnelle Singen der Zikaden erfüllt den Wald. Er hockt sich auf einem umgebrochenen Baumstamm nieder. Hinter ihm dehnt sich der Sumpf. Zwei Riedböcke geben Schrecklaut und springen in großen Sätzen durch den Morast. Kissiwa hört das Klarschen der schmalen in die Wasserpfützen schlagenden Hufe. Aber das Quietschen kommt nicht aus dem Schilf. Auch nicht das Knacken und Krachen von Ästen, das jetzt deutlich an sein Ohr dringt. Die Elefanten kommen. Sie nähern sich schnell dem Sumpf. Kissiwa springt hoch und eilt, geduckt hinter jedem Busch Deckung suchend, zurück. Die Elefanten gehen zum Sumpf. Bwana. Sie gehen schnell. Bwana





Bald werden sie aus dem Wald treten! Atemlos gibt Kisiwa Piet Torsen seinen Bericht. Torsen greift zum Gewehr, drückt seine Zigarette auf einem Stein aus und folgt Kisiwa, ohne auf Tani und Nandi zu warten. Ein Buschbock setzt in großen Sprüngen über Straucher und Büsche. Piet laßt im Lauf den Gewehr durch, faßt in eine Hosentasche und läßt die Patronen durch die Finger gleiten. Den Hut hat er weit ins Genick gehoben. Kisiwa folgt dicht hinter ihm.

Als sie den Sumpf erreichen, bleiben sie stehen, prüfen den Wind und lauschen. Nichts regt sich. Piet schaut zum Gipfel des Meru auf. Die Sonne ist hinter den Wolken verschwunden. Ihre Strahlen säumen den Rand der Wolken ein. Das Büchsenlicht wird bald schwinden. Es bleibt höchstens noch eine halbe Stunde. Piet lauscht angestrengt in das Dunkel des Waldes hinein. Nervös spielen seine Finger am Lederriemen des Gewehrs. Diese verfluchte nervöse Spannung erfaßt ihn immer wieder, bevor er totet. Nicht wenn er Buschbocke oder andere Antilopen jagt. Die sterben lautlos. Man muß nur warten, bis sie sich zum Verenden niedertun. Aber Elefanten, Nashörner, Kaffernbüffel und Löwen sterben anders. Sie wehren sich gegen die Kugel in ihrem Leib. Sie bäumen sich auf gegen den Tod. Sie sterben unwillig, laut, aufdringlich. Seine Unruhe ist keine Angst vor der Gefahr. Sie ist nur das Voraussehen des eigenwilligen Sterbens dieser Tiere und das Erinnern an vergangenes Töten. Sie ist aber auch das innere Drängen zum Töten, die Lust, solche Tiere sterben zu sehen. Das Röcheln, Stöhnen, Brüllen und Schreien, das Achzen und Aufbäumen der Sterbenden stößt ihn ab, noch bevor er den Abzug des Gewehrs durchdrückt. Aber den todlichen Schuß abzugeben, erzeugt Lust, niedrigste und höchste Lust in ihm, die nur dem gleichkommt, was ihn erfaßt, wenn er bei den unstillbar begehrliehen Weibern der Wambulu ist, deren widerlicher Schweißgeruch ihn anekelt, während seine Blicke auf den im Tanz schwindenden, sich straff hervorwölbenden Brüsten und Hüften gebannt liegen und ihn alle diese Leiber pegehren lassen. Piet starrt vor sich in den Staub, wo ein breiter Mistkäfer eine Kugel aus Rinderkot geformt vor sich her rollt.

Lautlos tritt Tani hinter einem Busch hervor und beugt sich zu Piet Torsen. Nicht, keine Spur, kein Laut. Bwana, dort waren die Elefanten nicht, flüstert Tani. Piet winkt ab. «Bwana, du mußt heute abend die Hunde einsperren. Der Leopard ist zurückgekommen. Ich sah seine Fährte», setzt Tani hinzu. Piet nickt. Im Wald bleibt er still. Ungeduldig schaut Piet wieder zum Meru auf. Der goldene Saum an den Wolken ist verloschen, aber durch ein Spalt im Wolkenberg und ein paar Sonnenstrahlen hindurchgebrochen und werten in das Dunkel der Schatten, die über den Waldorn liegen, helle Flecken. Wie Schwinerfer sehen sie aus, die nach Flugzeugen suchen, denkt Piet. So sah er sie über London, wenn die Deutschen kamen. Kurz nach ihrem Aufleuchten fielen die ersten Bomben, Häuser brachen zusammen, Menschen schrien und starben. Er muß oft daran denken. Plötzlich kommen diese Erinnerungen. Sie drängen sich ihm auf. Nicht, weil es auch jetzt um Töten geht. Das Töten hier in der Wildnis ist anders als das Töten in den Städten, das ihm so fremd war. Vielleicht liegt es nur an der Gewöhnung, denkt Piet und kratzt den Staub aus einer Kerbe am Kolben seines Gewehrs. Sechzehn Jahre war er, als er diese Kerbe in das Holz schnitt. Er hatte einen Massai beim Stehlen überrascht. Der Massai war noch ein Kind, jünger als er selbst. Er hatte eine Kuh

gestohlen und zog sie an einem Seil hinter sich her. Bevor der Majsai noch seinen Speer fassen konnte, lag er schon im Gras und starrte mit großen, weit aufgerissenen Augen in den Himmel. Er starb wie eine Antilope, lautlos, ohne Klage. Dann schütt Piet eine Kerbe in seinen Gewehrkolben. Er hätte es nicht tun sollen, denn sie weckt oft die Gedanken an den Majsai. Ihm war es nicht wohl nach diesem Schuß, trotzdem andere sagten, daß es die einzige Möglichkeit sei, den Majsai das Stehlen abzugewöhnen, und daß man hart werden müsse in Afrika, hart gegen sich selbst und gegen alles, was einem in dieser verfluchten Wildnis über den Weg läuft. «Wir sind Kolonialpioniere», hatte Stephan Mentzer gesagt. «Wer zuviel Herz hat, taugt nicht für Afrika. Verlaß dich mehr auf deine Faust als auf dein Herz, und verschaffe dir Respekt bei den Niggern. Für gute Worte ist hier nichts einzuhandeln. Die Neger haben mir einen Spitznamen gegeben. Eiserne Faust nennen sie mich, und sie haben ihren Grund dafür. Das ist gut so, das verschafft mir den nötigen Abstand und Respekt. Ihr seid die zweite Generation in Afrika. Ihr müßt das verteidigen, was wir aufgebaut haben. Eines Tages werden die Nigger sich in das gemachte Nest setzen wollen. Es sind schon hier und dort Anzeichen dafür vorhanden. Denk an Kenia, wo die Kikuyus unverschrämte Forderungen an die Engländer stellten. Gibst du den kleinen Finger, so nehmen sie die ganze Hand. Wir haben mit unserem Schweiß das Land urbar gemacht. Wir haben die Eisenbahnen gebaut, haben riesige Gebiete von der Schlafkrankheit befreit, haben Werkzeuge und Maschinen hergebracht. Wir haben Städte gebaut und die Kriege zwischen den Stämmen beendet. Wir haben Ordnung geschaffen. Viele von uns haben dafür im Gras beißen müssen, sind an Malaria oder Schwarzwaterfieber verreckt. Auch dein Vater.»

Piet hat den Staub aus der Kerbe gekratzt. Sie hebt sich hell von dem dunkelbraunen Kolben ab, als hätte er sie eben erst mit seinem Messer in das Holz geschnitten. Ein kaum hörbares Knacken eines trockenen Astes reißt Piet aus seinen Gedanken. Er blickt auf, kneift die Augen zusammen und späht zum Waldrand. Auch Tani und Kissiwa haben das Geräusch gehört. Wieder ist es still. Nahe am Schilf bewegt sich der dünne Stamm eines Bäumchens. Er wird geschüttelt und umgebrochen. Dicht daneben neigt ein anderer Baum seine Krone bis zum Boden herab. Holz knarrt, Äste splintern, die Elefanten sind da! Piet hebt das Fernglas an die Augen. Er sieht einen Russel, der sich wie eine Schlange aus dem Dickicht hervorwindet, einen Zweig umfaßt, abbricht und mit dem Zweig wieder hinter dem dichten Blätterwerk verschwindet. Piet hebt sein Gewehr an die Schulter, zielt gegen den Wald, um zu prüfen, ob er die Kimme noch sehen kann, und legt es befriedigt auf den Schoß zurück. Noch reicht das Licht aus, aber nicht mehr lange. Wird der Bulle vorangehen? Ein grauer Körper schiebt sich zwischen den Büschen hervor. Weiße Zähne leuchten aus der Dämmerung des Waldrandes. Piet reißt das Glas an die Augen. Die Zähne sind lang, aber dünn, keine 30 Pfund schwer. Sie gehören einer Kuh. Hinter ihr wird ein zweiter Elefant sichtbar. Er drängt sich an ihr vorüber und tritt ins Freie, ein junger Bulle. Aber schon teilt sich wieder das Gebüsch, und zwei weitere massive, graue Leiber schieben sich aus dem Wald hervor, wieder Kühe mit kurzem, dünnem Elfenbein. Wo bleibt der Bulle, von dem Saidi sprach? Saidi müßte längst zurück sein. Jetzt erstarren die Körper. Die führende Kuh ist mißtraulich geworden. Sie steht wie aus Stein gehauen, die Ohren nach vorn gestellt, den Russel angehoben. Auch die Elefanten hinter ihr





verharren bewegungslos jeder in der Haltung in der er sich gerade befand als die Kuh das unhörbare Zeichen gab, denn von den Elefanten selbst ist kein Laut zu hören gewesen. Piet wagt kaum zu atmen. In solchen Augenblicken sind die Sinne der Elefanten hellwach. Sie vernehmen auch das leiseste Geräusch. Die Sekunden verrinnen. Das Ticken der Armbanduhr pocht in die Stille hinein. Kleine Stachfliegen, nicht größer als ein Floh, setzen sich in Schwärmen auf die Hände, an den Hals, an die Schläfen und Fußgelenke. Piet wagt nicht, sie zu vertreiben. Sie senken ihren Saugnapf schmerzhaft in die Haut. Piet rührt sich nicht. Noch immer steht die Kuh unbeweglich. Nur ihre weitgeöffnete Russelspitze, die sich langsam bewegt, sucht den Wind von allen Seiten. Wie die Schwanzquaste des Löwen führt sie ein Eigenleben am Körper der Riesen. Minuten schleichend dahin. Die Fliegen sitzen an den Augenlidern und kriechen in die Nasenlöcher. Piet unterdrückt einen Niesreiz. Schon werden die Augen mude vom Starren auf einen Punkt. Was wird die Kuh tun? Ihre Umrisse verschwimmen mit der unruhigen Umgebung aus Zweigen und Blättern. Piet drückt die Augenlider fest zusammen und reißt sie wieder auf, um die Sehkraft zu beleben. Schon beginnt er in Gedanken zu fluchen. Die Spannung löst sich in Ungeduld. Er verflucht die Fliegen, die ihn plagen, die Wolken, die ihm das Licht nehmen, und die Kuh die sich nicht entschließen kann. Sie steht immer noch unbeweglich. Piet kniet schmerzend. Die Hand die den Gewehrhalb umfaßt beginnt zu zittern. Er möchte einmal tief atmen, aber er wagt es nicht, denn kaum hundert Meter vor ihm steht die Elefantenkuh, und ihre Russelspitze öffnet sich wie ein Schlangenmaul gegen ihn. Witterung kann sie nicht bekommen, denn der Wind weht vom Sumpf herüber. Vielleicht hat er sich gedreht? Wie ruhig das Tier die riesigen Ohren hält, die sonst schlaft am Kopf pendeln. Die Fliegen sind unerträglich. Tani sinkt. Er hat zuviel Fleisch gefressen, das Schwein. Was hat die Kuh gestört, daß sie so verharrt so endlos lange. In den Schläfen pocht das Blut, und dazwischen klingt das Ticken der Uhr. Manchmal fallen die Schläge aufeinander. Ob das Licht ausreicht für einen sicheren Schuß? Die Ohröffnung ist noch zu erkennen. Vielleicht ist ein Kopfschuß bei dieser schlechten Sicht besser als ein Schuß auf das Blut? Nicht einmal das Magengeräusch der Elefanten ist zu hören. Jetzt fannt der Rüssel hoch und schleudert durch die Luft das Geruch eines unächtbaren Feind. Angriff? Nein, Flucht! Ein schriller Trompetenstoß, Knacken und Brechen von Zweigen, die hinter den Körpern zu sammen schlagen. Stille. Die Tiere sind verschwunden. Neben Piet steht Saidi. Du verfluchter Büchsniger, brüllt Piet und halt auf. Saidi du triffst um den Schlag zu empfangen. Aber Piet läßt die Faust sinken, drückt kein Gewehr. Er wagt in die Hand und geht den Wildpfad zurück, den er gekommen ist. Kiawa und Tani folgen ihm schweigend. Saidi trottet weit hinterher. Er denkt an den Wasserbad, den der Bwana für ihn geschossen hätte, wenn der Elefantenbulle mit den großen Stoßzähnen aus dem Wald getreten wäre, bevor Saidi kam und die Elefanten vor Sa di fällen.

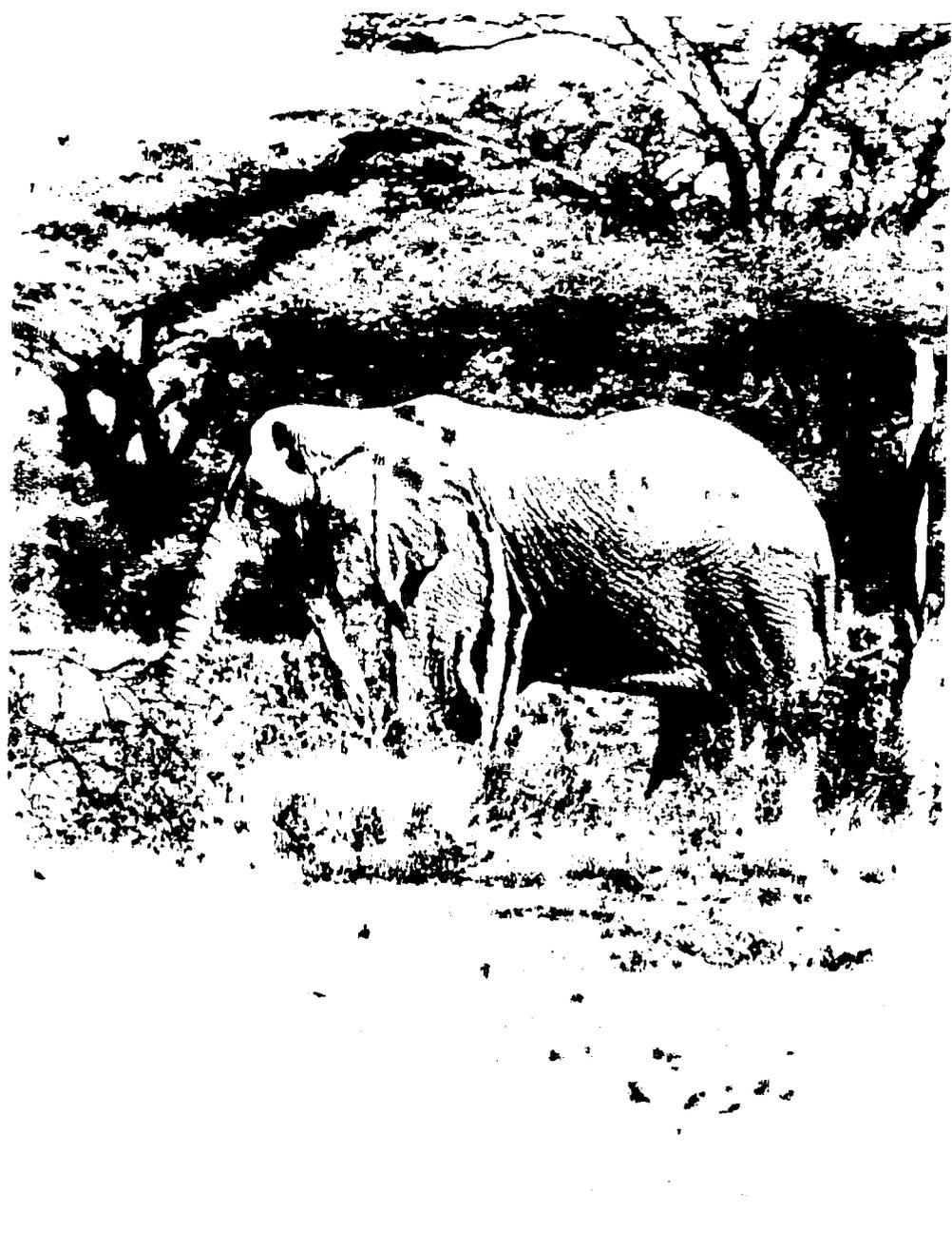
Erst als die Sonne langsam gesunken ist und der Mond über dem Kilimandscharo aufsteigt, wagen die Elefanten den Wald zu verlassen. In der Nacht haben sie eine größere Sicherheit als am Tage. Langsam mit schweren Schritten ziehen sie am Rande der Sümpfe entlang, wobei die ständig bewegten Rüssel den Pfad, dem sie folgen, abtasten. Die Russelspitzen fahren über Steine hinweg, fassen Zweige, um sie wieder fallen zu lassen, verharrten einen

Augenblick über dem Kot eines Hundes, der am Tage auf dem Pfad der Viehherde folgt, pendeln zwischen den Vorderbeinen, schlagen klatschend gegen die Brust und suchen erneut nach Düften auf dem staubigen Weg. Zwischen den wankenden Rückenleibern zwängen sich die Jungen hindurch, drängen nach außen und werden von kräftigen Rüsslern wieder in die Herde zurückgeschoben. Die Elefanten haben das brachliegende, von Strauchern bewachsene Farmgebiet überschritten und stehen vor dem Marfeld, das durch einen schmalen Fahrweg von der Kaffeepflanzung getrennt ist. Sie bleiben stehen, denn in ihre Nasen dringt der Duft schwelender Holzes. Eine Hütte der Farmarbeiter steht dicht vor ihnen. Aus der mit Ziegenhäuten verhängenen Tür dringt der unruhige Schein des Feuers. Stimmen flütern, der Vorhang hebt sich. Ein Lichtstrahl fällt in die Nacht. In der Tür wird eine Frau sichtbar, die einen Flaschenkürbis in der Hand hält. Sie kneift die Augen zusammen, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, dann in der Nacht streifen die Dämonen umher. Als sie ihre vom beißenden Rauch geröteten Lider wieder öffnet, sieht sie die riesigen schwarzen Leiber der Elefanten, die sich deutlich gegen den vom Mondlicht überstrahlten klaren Sternenhimmel abheben. Sie stößt einen gellenden Schrei aus. Er wird von einem seltsamen Knall beantwortet, der dem Aufschlagen eines prall mit Luft gefüllten Wasserballens ähnelt. Ein junger Elefantenbulle hat diesen Alarmlaut gegeben. Mit dumpfen, drohendem Koltern antwortet eine Kuh. Die Ziegenhaut fällt herunter, die Frau ist verschwunden, und wieder dringen nur an den Rändern der Türöffnung schmale, flackernde Lichtstreifen in die Finsternis. Noch einige Minuten stehen die Elefanten und schauen zur Hütte. Dann setzt sich die Herde wieder laullos in Bewegung und folgt der Straße, die zwischen Marfeld und Kaffeepflanzung zum See hinabführt.

Ängstlich starrt Saidi in das Feuer. Neben ihm hockt mit zitternden Knien Uliko, seine Frau. Ihre Hände umschließen immer noch fest den Hals des Flaschenkürbisses, den sie furchtsam an ihre pralle Brust preßt. «Tembo», flüstert sie, «Tembo mkubwa».

Saidi nickt. «Sie sind gekommen. Ich habe es gewußt, daß sie zu Saidis Hütte kommen werden, wenn der Bwana nicht den großen Elefanten schießt, der die langen Zähne hat.» Vorsichtig schiebt er einen durren Zweig in das Feuer. Die Flammen hüpfen über das knisternde Holz. «Sie werden jede Nacht kommen, Uliko. Sie werden im Wald warten auf Saidi und nachts vor der Hütte warten auf Saidi.» Er nickt und spricht weiter, als lese er aus einem Buch vor. «Sie werden Saidi töten.» Er blickt in die Flamme und seufzt: «Patri kann keinen Zauber mit Elefanten machen, nur Zauber mit Menschen und Kühen. Die Elefanten werden Saidi töten.» Die verängstigte kleine Frau hat ihr Gesicht in den Händen verborgen. Sie flüstert: «Morgen gehen wir fort.» «Die Elefanten werden uns folgen, sie kommen uns nach, Uliko.» Als wollten die Elefanten seine düsteren Prophezeiungen bestätigen, erklingt ein schriller Trompetenstoß durch die Nacht. Aber dieses Alarmsignal hat ganz andere Bedeutung.

Die Elefanten haben sich der Biegung des Weges genähert. Ein junger Bulle geht voran. Er will den Pfad verlassen und tastet mit dem Rüssel vorsichtig den Saum des Weges ab, als ein heftiger Schmerz durch seinen Rüssel fährt. Die feuchte Rüsselpitze hat den elektrischen Weidezaun berührt. Mit gellendem Trompetenstoß macht er kehrt und rast den Weg zurück, von der Herde gefolgt. Die erschreckten Tiere drängen nach vorn und stoßen sich gegenseitig in das Maisfeld. Die saftigen Stängel der reifen Pflanzen knacken unter ihren Säulen-



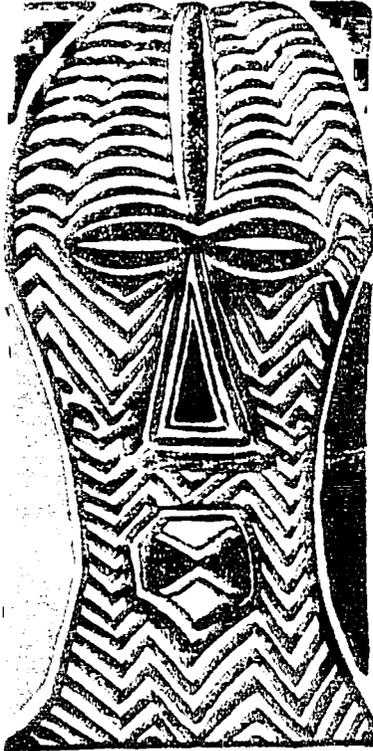


beinen. Ein Jungtier quiecht wie üblich bei der Flucht in das Gedränge der Fieerleiber kommt. Seine Mutter antwortet mit dumpfem Rüssellaut. Als Saidi das Stampfen der schweren Körper, das Brechen der Mauer und die Angstlaute der verstorbenen Tiere hört, fährt er zuammen. Die Elefanten kommen. Ulika: Sie kommen, um Saidi zu töten. Ulika hat längst den Lärm vernommen. Sie weint in ihre schmutzigen Hände hinein. Saidi tarnt zur Furchung und bald ist es wieder still, nur das Gluckern des Wassers ist zu hören, das aus dem von Elefantenfüßen zertrampelten Bewässerungsgraben herausfließt und im Staub des Weges versickert.

In schnellem Schritt haben die Elefanten das Gebiet zwischen den Hütten der Farmarbeiter überquert. Viele der kleinen Felder, die sich die schwarzen Landarbeiter angelegt hatten, um Zwiebeln, Süßkartoffeln und Mais anzubauen, sind zerstört. Die runden Füße haben unter ihren breiten Sohlen die Ernte der Afrikaner zerstampft.

Erst als die Elefanten das Brachland erreichen und zwischen hohen Büschen verschwinden, beruhigen sie sich. Sie ziehen immer noch mit den Rüsseln Witterung nach allen Seiten nehmend, wieder zum Zedernwald hinauf.

Dort steht der Leopard. Er hat den Geruch der Hunde in der Nase, die halbwild im Dorf leben und sich ihre Nahrung unter den Abfällen selbst suchen müssen. Aber der Aufruf der Elefanten hindert ihn, zu den Hütten zu gehen. Er augt über die vom Mond beleuchtete, zur Farm sanft abfallende Wiege, folgt wenige Sekunden mit einem Blick dem Schakal, der vor ihm über die Ebene trottet, schaut über sich in die Baumkronen, wo eine Eule im Dunkeln das Gefieder knuttelt und läuft dann am Waldrand entlang zum Garten der Farm. Die großen Mohrruben locken die Ducker an. Er hat ihre Witterung wahrgenommen, die dort an jedem Strauch haftet.



## Am Lagerfeuer

Schon in den frühen Morgenstunden des neuen Tages gibt Piet Kissiwa und Tani den Auftrag, den Standort der Elefanten auszumachen, wenn möglich, die Tiere im Auge zu behalten und ihn zu verständigen, sobald sie auf freies Gelände heraustraten, wo günstige Möglichkeiten sind, zum Schuß zu kommen. Die Aufgabe ist nicht leicht zu erfüllen, denn wie die Fährten beweisen, sind die Elefanten in der letzten Nacht zu den Feldern hinabgewandert, haben am Weidezäun umgedreht und sind zum Zedernwald zurückgekehrt. Aber noch bevor sie den Wald erreichten, trennten sich drei Tiere von der Herde, sind der Urwaldstraße etwa eine halbe Meile weit gefolgt und wieder talwärts gewandert. Bei welchem Trupp aber befindet sich der starke Elefant, den Saidi gesehen hat und den der Bwana schießen will?

Die Sonne hat längst ihren höchsten Stand überschritten, als Tani und Kissiwa dem Bwana ihren Bericht erstatten. Piet überlegt lange. Es kommt häufig vor, daß alte Bullen sich zeitweilig von der Herde trennen und begleitet von Askaris, wie die Afrikaner die jungen Bullen nennen, die mit einem älteren Tier gehen, durch die Steppen wandern. Piet entscheidet sich für die große Herde, denn der kleine Trupp hat das Farmgebiet verlassen und befindet

sich damit im Wildschutzgebiet, in dem das Jagen untersagt ist. Kissiwa und Tani sollen die große Herde suchen.

Piet setzt sich in seinen Landrover und fährt zu den Feldern hinab. Als er Saidis Hütte erreicht, sieht er, daß Saidi nicht in der Küche arbeitet, sondern vor seiner Hütte sitzt und ihn verstört anschaut.

«Warum bist du nicht in der Küche?» herrscht er ihn an.

«Saidi wartet auf die Elefanten, Bwana», erhält Piet zur Antwort.

«Du fauler Hund, wirst du an deine Arbeit gehen, sonst werde ich dir Beine machen!»

Aber Saidi schüttelt den Kopf. «Nein, Bwana, Saidi wird sterben. Die Elefanten waren in der Nacht da. Sie haben Saidi gerufen. Aber Saidi ist nicht zu ihnen gegangen. Sie werden wiederkommen, um Saidi zu holen und zu töten.»

«Was redest du für Blödsinn, faules Schwein. Geh an die Arbeit!» brüllt Piet ärgerlich.

«Siehst du die Fährten, Bwana?» Saidi zeigt auf die Spuren der Elefanten, die sich deutlich im Lavastaub des zertrampelten Feldes abheben. «Die Elefanten waren da, sie haben vor Saidis Hütte gestanden und gerufen. Sie werden Saidi töten.»

Piet springt aus dem Wagen und baut sich vor Saidi auf. «Geh zur Küche, sage ich dir.»

Aber Saidi schüttelt den Kopf und schaut verständnislos seinen großen Bwana an, der mit drohender Gebärde breitbeinig vor ihm steht.

Piets Faust trifft ihn ins Gesicht. Saidi fällt in den Staub. Er hört die Stimme seines Bwanas: «Du verläßt noch heute meine Farm.» Piet steigt in den Wagen. Er fährt zum Maisfeld, um den Schaden zu besehen, den die Elefanten in der letzten Nacht verursacht haben. Uliko sitzt zitternd in der Hütte, als Saidi die Ziegenhäute zurückschlägt. Blut fließt aus seiner Nase, tropft vom Kinn auf seine braune Brust, rinnt über den durch Malaria geschwellenen Bauch und versickert in seiner schmutzigen, von Dornen zerfetzten Hose, die ihm der Bwana vor vielen Monaten schenkte.

«Wir müssen gehen, Uliko», sagt Saidi.

«Wohin sollen wir gehen?» fragt Uliko. «Das weiß ich nicht, der Bwana hat es nicht gesagt.»

Saidi nimmt ein buntbedrucktes Tuch von der Wand und breitet es auf dem Boden aus, um die wenigen Dinge, die sein Eigentum sind, einzupacken. Er legt den Flaschenkürbis auf das Tuch, steckt ein Messer, dessen Schneide so viele Scharfen hat, daß es einer Säge ähnlich sieht, in seinen Gürtel, faltet eine mit Lehm verklebte Wolldecke zusammen und stellt die drei kleinen Emailletöpfe und den vom Feuer geschwärzten Kochtopf neben den Flaschenkürbis. Er holt von der Holzpritsche, auf der er nachts mit Uliko eng aneinandergeschmiegt schlief, ein grellgelbes Hemd, das er nur auf großen Festen trug, und packt es zu dem Flaschenkürbis und den Töpfen. Uliko schaut ihm schweigend zu. Saidi knüpft das Tuch über seinen Halseligkeiten zusammen.

«Wohin wollen wir gehen?» fragt Uliko wieder. Saidi zuckt mit den Schultern. «Ich weiß es nicht. Nimm das Paket. Wir müssen gehen, der Bwana hat es gesagt.» «Frage den Bwana, wohin wir gehen sollen», sagt Uliko. «Der Bwana ist zornig, weil mich die Elefanten in der Nacht gesucht haben und weil sie den Mais zertrampelt haben. Er wird mich schlagen, wenn ich ihn frage.»

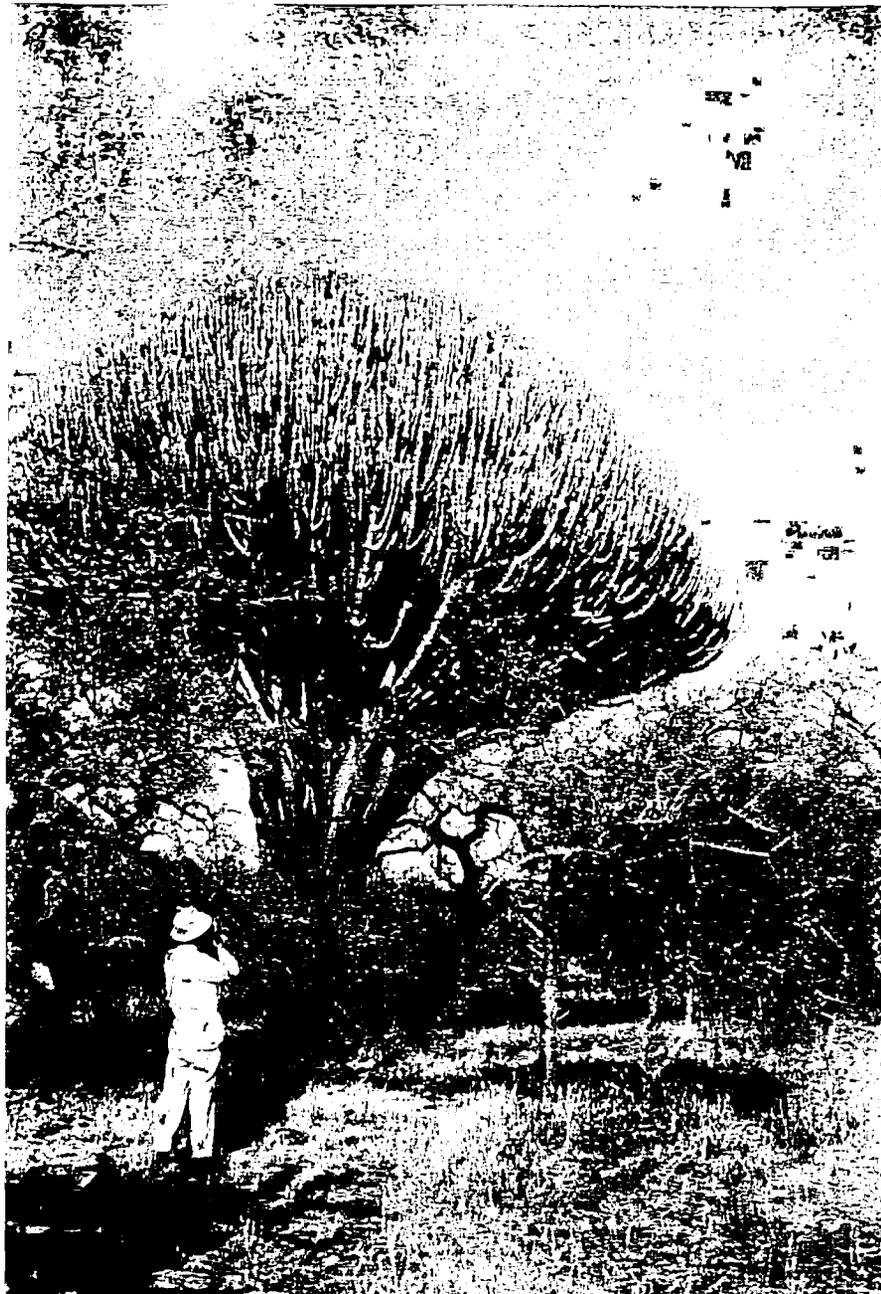
Uliko hebt das verschnürte Bündel auf den Kopf und folgt schweigend Saidi. Sie gehen den Weg entlang, der durch die Halde führt, am See vorbei, wo ein Schwarm Ibisse erschreckt klagend auffliegt durch die grüne Hügelandschaft immer tiefer in die Buschsteppe hinein.

Saidi kennt eine kleine halbverfallene Hütte in der Steppe. Die hat Piet Torsen bauen lassen, als er dort Kaffernbüffel jagte. In der Hütte wurden nachts die Schädel der Büffel aufbewahrt, damit die Hyänen nicht an die Trophäen herankommen. Saidi will die Hütte suchen. Er ist noch ein weiter Weg.

Ein Dik Dik Böckchen springt vor Saidi auf, verhofft einen Augenblick und verschwindet mit wenigen Schritten hinter den nächsten Dornenbüschen. Schon taucht das dazugehörige Weibchen auf und springt ohne nach den Störenfrieden Ausschau zu halten hinter dem Böckchen her. Auf dem schmalen Pfad, der nur selten von Menschen, aber täglich von vielen Tieren benutzt wird, zeichnen sich zahlreiche Fahrten ab. Impalaantilopen sind eine lange Strecke auf dem Wechsel gegangen, um schließlich einer Abzweigung, die fast im rechten Winkel den Pfad verläßt, zu folgen. Auch Hyänen haben in der vergangenen Nacht ihre Spuren hinterlassen, und manchmal sind die breiten Abdrücke der Nashornfüße deutlich im Staub eingepreßt. Die Fahrten der Nashörner prüft Saidi immer sehr eingehend auf ihr Alter, denn er möchte diesem wehrhaften Wild nicht unvermittelt begegnen. Als Saidi sich über die Lösung eines Nashorns beugt und seinen Zeigefinger in einen der Kotballen bohrt, um festzustellen, ob er feucht und warm, also noch frisch ist, stoßt ihn Uliko an. Sie zeigt auf einige kleine Vögel, die kaum zwanzig Meter neben dem Pfad auf Teigen über dem hohen Gras flattern und sich auf einem Strauch niederlassen, der dicht neben der Stelle wächst, von der sie aufgefliegen sind.

Saidi wiegt seinen Kopf nachdenklich hin und her. Die Stirn ist in tiefe Falten gelegt. Er kennt diese Vögel. Es sind Madenhacker, die das Vieh, aber auch Antilopen, Giraffen, Büffel und Nashörner begleiten. Die Lösung des Nashorns, die er untersuchte, war nur wenige Stunden alt. Hat das Nashorn dort im Busch sein Ruhelager? Haben die Madenhacker auf seinem Rücken gegessen? Hat das Nashorn jetzt gewarnt und versucht eine Weiterung zu bekommen? Wird es angreifen? Steht es vielleicht schon dicht neben dem Pfad? Saidi wirft Staub hoch und beobachtet, wohin er geweht wird. Er ist fast keine Luftbewegung zu bemerken. Nur ganz leicht wird der Staub zu der den Vögeln abgewandten Seite getragen. Wind kann das Nashorn also nicht bekommen. Vorichtig, jeden Zweig, jedes Blättchen der Büsche beobachtend, geht Saidi weiter. Uliko folgt ihm. Da fliegen die Vögel erneut auf und nähern sich dem Vieh. Saidi steht zitternd und schaut auf die Vögel. Folgen sie dem Nashorn? Dann mußte es direkt auf sie zukommen. Saidi faßt Uliko an der Hand und rennt den Wechsel entlang. Er schaut sich nicht um, sondern rennt, von der Angst getrieben, immer weiter. Dornen zerfetzen ihm die kummerlichen Reste seiner dünnen Hose, haken sich am Brusttuch Ulikos fest und ziehen blutige Striemen über die Arme der in Schweiß gebadeten, keuchend hinter ihrem Mann herstolpernden Frau. Weil aber alles ruhig bleibt, bricht Saidi seine Flucht ab. Mit pumpenden Lungen toht er und schaut den Pfad zurück. «Faru?» flüstert fragend Uliko. «Ndio, Faru – ja ein Nashorn», antwortet Saidi und begründet mit dieser unbewiesenen Behauptung seine Angst und Eile. Uliko fährt mit ihren staubigen Händen über die





zerkratzten Arme und schmiert die kleinen Blutstropfen breit, die an den langen, schmalen Rissen wie die Perlen einer Kette sitzen.

«Wo werden wir schlafen?» fragt sie. «In einer Hütte, die Saidi gebaut hat, als der Bwana zu den Büffeln ging. Sie ist noch weit. Wir müssen schnell laufen, wenn wir sie erreichen wollen, bevor die Nacht kommt.»

Uliko zieht das Tuch, das sie wie einen Rock trägt, von den Hüften. Es hindert sie beim Ausschreiten, noch mehr aber, wenn es gilt, zu fliehen. Sie hebt das Bündel auf den Kopf und läuft nur mit bunten Perlen an Hals und Armgelenken geschmückt und den Resten des Brusttuches bekleidet, die als Fetzen auf ihren Bauch herabpendeln, hinter Saidi her. Der Schweiß rinnt an ihrem schlanken Leib herunter und zieht glänzende, aber von der Sonne bald aufgesogene Bahnen über die staubbedeckte Haut. Ihre Füße machen kleine, aber schnelle Schritte. Sie tasten sich über jede Unebenheit des Bodens hinweg, und das Gewicht ihres geschmeidigen Körpers wird von den Knien abgefangen, wenn der Fuß auf einen spitzen Stein oder scharfe Dornen trifft. So sind wohl Knie, Oberschenkel und Hüften in ständiger Bewegung, während der Oberkörper gestreckt und ruhig die schwere Last trägt, die auf den mit kurz geschorenen Haaren bedeckten Kopf drückt. Manchmal faßt die rechte Hand nach dem Bündel, um es wieder in die richtige Lage zu bringen oder beim schnellen Gang vor dem Fall zu bewahren. Dann rutschen die zahlreichen aus Schwanzhaaren von Giraffen, gedrehten, mit roter Erde gefärbten Pflanzenfasern und aus Messingdraht gefertigten Armreifen über das Ellbogengelenk und fangen sich an den Muskeln des Oberarmes. Uliko ist zwölf Jahre alt und hat noch kein Kind geboren. Straff ist ihre Haut gespannt. Fest stehen ihre langen Brüste vom Körper ab und schaukeln bei jeder Bewegung, bei jedem Schritt. Sie war eines der anmutigsten und begehrtesten Mädchen im Dorf, als Saidi sie heiratete. Daran denkt Saidi, als er jetzt, dem Wildwechsel folgend, für sich und Uliko eine neue Unterkunft sucht. Saidi hat lange sparen müssen, bis er den Brautpreis zahlen konnte. Aber der weiße Bwana, der vor der letzten Regenzeit auf die Farm kam und nur wenige Tage bleiben konnte, hat Saidi hundert Schillinge gegeben, weil Saidi ihn an einen Löwen heraufführte, dessen Spur Saidi eines Morgens fand, als er in den Wald ging, um Holz für die Küche zu holen. Der Bwana hat den Löwen geschossen und ein großes Fest veranstaltet und Saidi ein Hemd und hundert Schillinge geschenkt. Die hundert Schillinge, zwei Ochsen und das Hemd hat Saidi seinem Schwiegervater gegeben, um Uliko heiraten zu können. Der Brautpreis war sehr hoch, weil Uliko bei den weißen Bwanas in Mashi war und weil sie dort einen neuen Gott bekommen hat, den die weißen Bwanas, die in der großen Hütte wohnen, auf der ein Kreuz ist und eine Glocke, Christ nennen. Sie sagen, daß er ein starker, ein mächtiger Gott ist, und wer ihn haben will, muß sich Wasser auf den Kopf schütten lassen und sagen, daß er nur den Gott haben will und keinen anderen. Ulikos Vater hat gesagt, daß Uliko eine Christin ist, und deshalb muß er einen Ochsen mehr verlangen für Uliko.

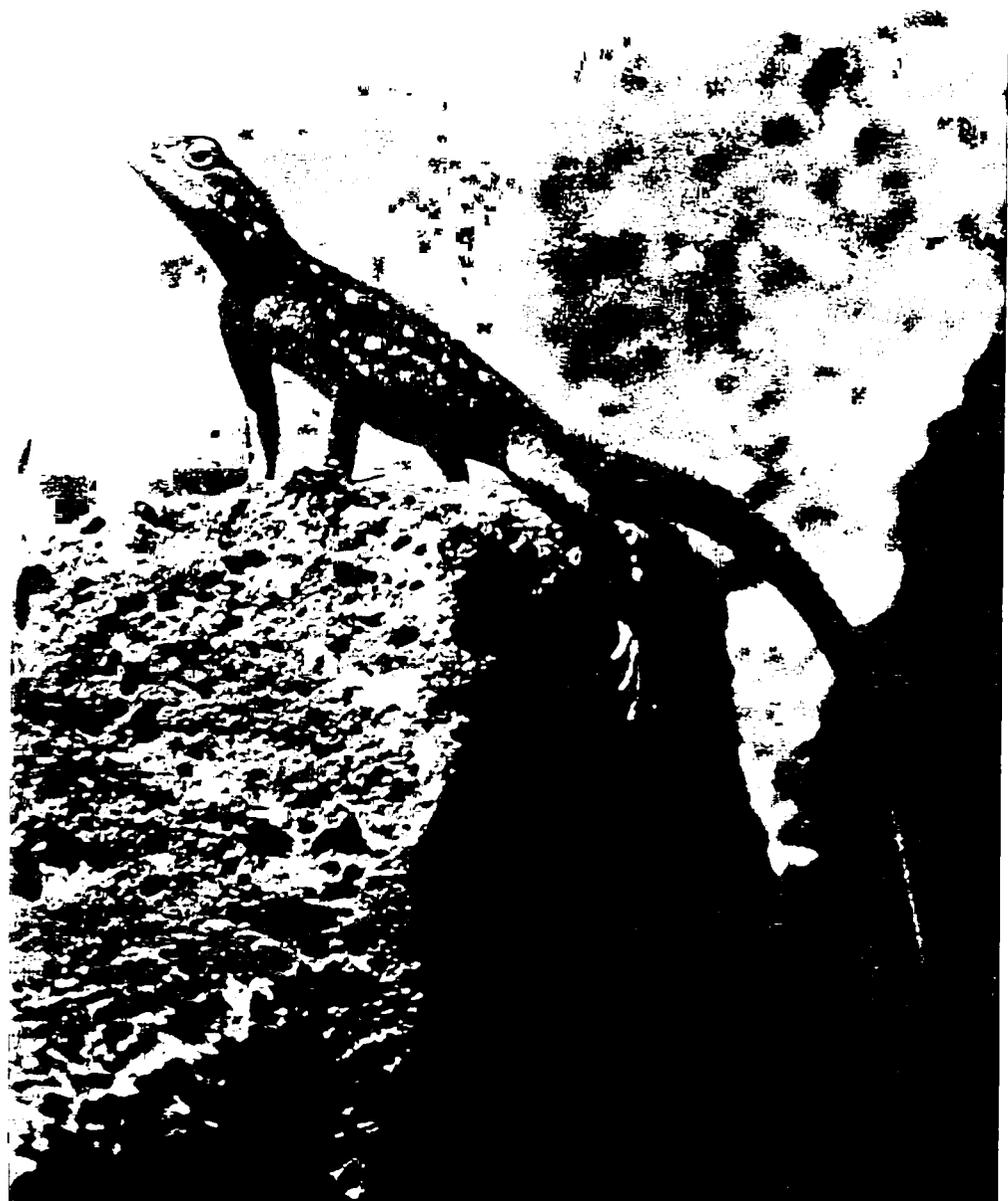
Zuerst hat der Bwana Uliko nicht auf die Farm lassen wollen. Er hat gesagt, daß er keine Frau auf der Farm haben will, die in einer Schule der Christen war, weil sie dort stehlen gelernt habe. Er hat Saidi angebrüllt, er solle Uliko wieder zu ihrem Vater zurückbringen, weil sie faul sei und eingebildet und stehe. Aber der Bwana hatte Uliko noch nicht gesehen.

Er hat es nur gesagt, weil Saidi ihm erzählt, daß Uliko eine Christin sei. Saidi hat gedacht, daß der Bwana sich für ein ziviles Fest, weil er auch ein Christ ist und das große Fest feiert mit dem bunten Baum, das ein Fest ist für die Geburt des Gottes. Es ist schwer, alles so zu machen, wie der Bwana es will. Saidi lähnt und blökt nach Uliko um, die dicht hinter ihm geht. Sie schaut zum Boden hinab, wo sich im Staub des Pfades deutlich die Abdrücke von Sandalen abzeichnen, wie sie von den Massai aus Stücken alter Autoreifen gefertigt werden.

Die Sonne fällt schnell zum Krater des Meru herab. Mit ihren goldgelben Strahlen taucht sie die Steppe in rote und braune Farben. Die Stämme der Schirmakazien treten aus dem Schatten ihrer breiten Kronen hervor und leuchten auf. Saidis und Ulikos Schatten laufen weit voraus und ziehen sich von Minute zu Minute wachsend den Pfad entlang, auf dem die Fahrten der Tiere durch ihre behalteneren Umrissse wie tieringedruckte Siegel deutlich werden.

Saidi bleibt stehen und schaut zum Meru zurück. Sie werden die Hütte nicht mehr erreichen. In wenigen Minuten erlischt die Dämmerung. Seine Augen suchen nach einem geeigneten Lagerplatz, auf dem Wechsel die Nacht zu verbringen ist nicht ratsam, denn wie die Spuren ausweisen, wird er von vielen Tieren begangen. Ein leichter Wind kommt auf und bewegt die langen, aufgedorrten Grashalme. Unter der Schirmakazie wird sich ein Platz zum Schlafen finden. Saidi verläßt den Pfad, dringt in das Dickicht ein und bahnt mit dem Buschmesser für Uliko einen Weg durch den Dornengebüsch bis zur Akazie. Uliko wirft ihr Bündel auf den Boden und sucht durre Äste zusammen, die im Gras verstreut liegen. Schon hat Saidi ein Feuer entfacht. Blauer, dünner Rauch steigt auf, kleine Flammen huschen über das trockene Holz, das knackend und knisternd zu weißer Asche verglüht. Funken wirbeln in die Luft und regeln allmählich dünne, graue Flocken wieder zum Boden herab. Saidi und Uliko hocken am Feuer. Uliko hat ihr Huftuch um den Rücken geschlungen, während Saidi sich in die Decke hüllt. Uliko schüttet aus dem Flaschenkurbel, was er in einen Kochtopf – den einzigen, den sie besitzen –, wirft zwei Hände voll Maismehl hinein und stellt den Topf auf dicke glühende Äste ins Feuer. Die Hitze der im leichten Wind flackernden Flammen dringt wohltuend an ihre Körper. Sie sind es gewohnt, abends in raucherfüllter Hütte am offenen Feuer zu sitzen. Fern, auf der Steppe, klingt das langgezogene Heulen einer Hyäne.

Zur gleichen Zeit sitzt Piet Torien mit entladenerem Gewehr am Zedernwald. Neben ihm stehen wie am vergangenen Abend Kirowa und Tani. Geipannt lauschen sie auf das Bräusen der Äste und das dumpfe, rollende Geräusch der Elefantenmägen. Die Tiere sind völlig arglos. Sie können nur wenige Meter vom Waldrand entfernt im Dickicht toben und mühen sich bald auf die Lichtung herauszutreten, denn von Minute zu Minute werden die Geräusche lauter, aber ebenso schnell nimmt auch das Licht ab. Wieder schaut Piet zum Meru auf. Die Sonne ist hinter einer Wolke verschwunden, aber sie wird noch einmal für kurze Zeit über das Land strahlen, wenn sie am Wolkenrand auftaucht, um schließlich endgültig hinter dem zerrissenen Krater zu versinken. In der nächsten Viertelstunde müssen die Elefanten kommen, sonst ist auch die letzte Warten wieder vergeblich gewesen. Unruhig zockert Piet mit einem Grashalm zwischen den Zähnen. Da werden die Zweige eines jungen Nieseweibaumes geschüttelt, ein Dornenbusch versinkt, von unsichtbaren Säulenbeinen getreten, knackend im hohen Gras, und zwischen Akaziengestrüpp taucht der Schädel eines Elefanten auf. Nur die großen Ohren,





die breite, fliehende Stirn und der mächtige Rüsselansatz sind zu sehen. Die Zähne werden von Büschen verdeckt. Piet hat das Glas an die Augen genommen. Es muß ein Bulle sein, ein starker Bulle, und wenn er unverletzte Zähne hat, müssen es riesige Zähne sein, nach dem mächtigen Rüsselansatz zu schließen. Ist das der Bulle, den Saidi gesehen hat? Wenn der Elefant nur einen Schritt weiter gehen würde, wären die Zähne zu sehen, denkt Piet. Aber der Elefant steht und frißt. Mit seinem Rüssel greift er die Zweige der Sträucher, die zu seinen Füßen wachsen, und stopft sie ins Maul. Piet erkennt es an den Bewegungen der Dornenbüsche, die vor dem Elefanten stehen; er hört es am Knacken der Zweige, die von den schweren Kiefern zerquetscht und zermahlen werden. Langsam dreht sich der breite Schädel zur Seite. Jetzt ist das Ohrloch deutlich zu sehen. Ein sicherer Schuß wäre möglich. Die Sonne hat den Wolkenrand erreicht. Ihre Strahlen hellen die Schatten auf und überfluten noch einmal den Wald mit grellem Licht. Aus der grünen Mauer der Büsche und Bäume hebt sich wie ein Findlingsblock auf grüner Wiese das Haupt des Elefanten ab. Piet flucht in sich hinein. Nie hat er eine so günstige Gelegenheit gehabt, auf einen Elefanten zu Schuß zu kommen. Er hebt das Gewehr an die Wange. Deutlich steht die tödliche Linie vor ihm: Kimme, Korn, Ohröffnung. Er braucht nur den Finger zu krümmen, dann bricht der Riese zusammen. Schweiß steht auf seiner Stirn. Sein Mund ist trocken. «Noch einen Schritt nach vorn muß der Bulle tun, ich muß seine Zähne sehen», denkt Piet, «einen Schritt nur, einen einzigen Schritt», hört er sich in Gedanken fast beschwörend flüstern. Piet läßt seine Zähne im Rhythmus der Gedanken leise aufeinanderklopfen. Einen Schritt nach vorn, fünf Silben, fünfmal pochen die Schneidezähne. Seine Augen haben sich zu schmalen Schlitzeln geschlossen. Er läßt das Gewehr wieder in den Schoß sinken. Einen Schritt nach vorn, nur einen Schritt. Ein Schritt ist nicht viel, ist nur ein Meter, aber einen Meter breit ist der Dornenbusch, hinter dem das Elfenbein verborgen ist. Den ganzen Busch könnte der Bulle mit einem Griff seines Rüssels herausreißen, aber er steht und pflückt hin und wieder nur kleine Zweige ab. «Ob ihn Saidi wiedererkennen würde? Vielleicht könnte er sich an den tiefen Riß im oberen Drittel des Ohres erinnern. Aber auch dann würde ich nicht schießen», denkt Piet. «Neger übertreiben. Ich muß selbst die Zähne sehen. Blinkt dort nicht ein weißer Schimmer durch den Strauch? Hat sich der Elefant bewegt? Vielleicht ist er nur einen halben Schritt nach vorn gegangen, aber er muß einen ganzen Schritt tun, einen Meter, das ist nicht viel, das ist weniger als ein ausgestreckter Arm.» Das Licht schwindet. Die Sonne muß hinter dem Meru versunken sein. Piet wagt nicht, den Kopf zu drehen, wagt nicht, den Blick von dem Elefantenschädel zu nehmen, der schnell mit dem verlöschenden Licht seine plastische Felsblockgestalt verliert und in das düstere Grau des Waldranddickichts zurücksinkt. An Stelle der höchsten Spannung und ungeduldrigen Erwartung treten die Hoffnungslosigkeit und der Zorn. Piet nagt an den trockenen Lippen. Er zieht das Gewehr an die Schulter, nicht mehr, um das Büchsenlicht zu prüfen, sondern um einen Schuß zu hören, endlich einen Knall, der dieses Warten, der die Stille zerreißt, endlich das Krachen und Stöhnen des zusammenbrechenden Riesenkörpers. Die Zähne sind nicht mehr wichtig. Vielleicht waren sie immer nur Vorwand für das Erlebnis, das jetzt kommen soll, das er jetzt einleiten wird, das abhängig ist von dem Krümmen des Zeigefingers, das er einzig und allein bestimmt. Sein Atem geht schneller. Kimme und Korn